VIII.

Tilly und Gustav Adolf nach Onno Klopp.

Von

J. Venedey.

Onno Klopp, Tilly im dreißigjährigen Kriege. 2 Bde. (XIV, 557 Seiten u. XIII, 502 Seiten). gr. 8. 1861. Stuttgart. J. G. Cotta.

1.

Je höher die Stufe der Entwickelung des Menschen, desto heller ist sein Blick in die Vergangenheit; je niedriger diese Stufe, desto weniger giebt es für ihn eine Geschichte, eine geschichtliche Erfahrung und Belehrung. Das Thier hat gar keine. Wenn es aber leider naturgemäß ist, daß der Alltagsmensch nur das Heute kennt, nur von Einem Tage zum Andern lebt, so ist es leider Gottes ebenso naturgemäß, daß diejenigen Klassen, die durch ein wenig mehr Blick in die Vergangenheit die Massen beherrschen, sich alle Mühe geben zu verhindern, daß die Lehren der Vergangenheit zum Gemeingut der Gesammtheit werden. Eine lebendige, anschauliche, klare und unverfälschte Geschichtsdarstellung hat zu allen Zeiten wenig Freunde in diesen Kreisen gehabt. Wenn aber die Geschichtsforschung, Geschichtsschreibung, Geschichts-Lehre und -Belehrung mit der fortschreitenden Kultur in immer weitere Kreise der Gesellschaft zu dringen beginnt, dann ist es die Aufgabe Derer, welchen diese Lehren unbehaglich sind, und wo dieselben ihren Ansprüchen schaden könnten, die Geschichte zu fälschen.

Nicht Alle, die dazu beitragen, die Lehren der Geschichte zu verdunkeln, zu verkehren, haben klar bewußt die Absicht, zu diesem Ergebniß zu gelangen. Für Viele genügt es, von einem verkehrten Standpunkte auszugehen, um einem verkehrten Ziele zuzusteuern. Nicht jedes Auge ist scharf genug, ein weites Feld zu übersehen; was den Kurzsichtigen nicht verhindert, über das Ganze ein Urtheil haben zu wollen. Eine einseitige Behauptung, durch den Gegensatz im Widerspruch aufgestachelt, führt oft in Hochmuth und Rechthaberei zu einseitigen Forschungen und zu einseitigen Schlüssen. Oft sind aber auch andere, schlechtere Beweggründe mit im Spiele. Und der schlechteste Beweggrund ist nicht der, wo die Absicht, durch die Täuschung zu einem für die Menschen wohlthätigen Erfolge zu gelangen, zu absichtlicher Fälschung und Lüge führt.

Onno Klopp ist unserer Ansicht nach zufällig durch irgend einen äußeren Anstoß in eine Richtung hineingerathen, in welcher er sich dann mit einem sehr lobenswerthen Fleiße, mit dem Bewußtsein der unbestechlichsten Geschichtstreue immer tiefer festfährt. Er ist in eine Schule gegangen, wo man mit Absicht und Bewußtsein zum „höchsten Ruhme Gottes" und zur „Sicherung der ewigen Seeligkeit der Menschen" der Geschichte eine wächserne Nase dreht. Der Zweck ist lobenswerth und das Mittel probat. Die gewöhnliche Methode dieser Schule besteht darin, daß man eine engbegränzte geschichtliche Periode oder auch eine Persönlichkeit aus dem Zusammenhange der Weltereignisse herausreißt und dann einseitig in dem Lichte beleuchtet, in welchem man die Thatsachen oder die Persönlichkeit erscheinen lassen möchte. Diese Verfahrungsweise ist gerade so alt — als herrschende Klassen zum Zwecke ihrer Herrschaft Geschichte schreiben oder lehren. Rom und die Jesuiten waren von jeher Meister in derselben. Alle Legenden, Heiligengeschichten, Papstgeschichten, Ordensgeschichten sind in dieser Methode geschrieben. In neuester Zeit wurde dieselbe auch mit Erfolg vielfach auf die profane Geschichte angewendet, und eine ganze große Reihe von Geschichtswerken ist in derselben, von ihren Verfassern oft vollkommen naiv, der Absicht und des Zweckes sich kaum bewußt, gedacht und geschrieben.

In dieser Schule hat Onno Klopp gelernt, die Dinge einseitig anschauen, erforschen und schildern. Seine Darstellung der Zeiten

Tilly's, des dreißigjährigen Krieges sieht ab von allen vorhergehenden Ereignissen, von allen unmittelbaren Folgen der Thatsachen, die er einseitig darstellt. Der „dreißigjährige“ Krieg ist aber in der That nur ein Bruchstück des großen Religionskrieges, den die „kämpfende“ Kirche in Italien, in Spanien, Frankreich, den Niederlanden, England, Polen, Schweden und endlich in Deutschland anbließ; der überall nur Ein Ziel, Kampf gegen die Reformation, Einen Endzweck, Wiederherstellung der alleinseeligmachenden Kirche, hatte; und der nicht dreißig, sondern dreimal dreißig Jahre dauerte und erst im deutschen dreißigjährigen Kriege zum Schlusse gelangte. Davon weiß Onno Klopp Nichts, wenigstens verräth er Nichts davon. Der „dreißigjährige“ Krieg wurzelt für ihn nicht in den Bestrebungen Roms und der Jesuiten, der spanischen und deutschen Habsburger gegen die Reformation, sondern in dem zufälligen Ereigniß der böhmischen Wirren, welche die Wahl des Pfalzgrafen Friedrich zum böhmischen Könige herbeiführten. Ja, dies Ereigniß selbst, der Tropfen, der das volle Glas in Deutschland überlaufen machte, ist wieder nach Onno Klopps Ansicht nur Folge der aufrührerischen Launen der Böhmen und der eiteln Herrscherbestrebungen des Pfalzgrafen Friedrich. Er weiß Nichts davon, — wenigstens thut er in seinen Schlüssen so, als wisse er nichts davon, — daß Ferdinand II. schon als Erzherzog von Steiermark die Reformation in seinem Erzherzogthum mit Eidesverweigerung und Gewalt unterdrückt hat, daß Ferdinand, als der anerkannte Vorkämpfer der katholischen Kirche zum Haupte des östreichischen Hauses erhoben, von Rom, Spanien und den Jesuiten, seinen Lehrmeistern, ins Besondere verehrt und hochgepriesen, von den in ihrem Heiligsten bedrohten Protestanten aller östreichischen Länder und ganz Deutschland gehaßt und gefürchtet, den deutschen Kaiserthron bestieg.

Alle Welt wußte, was von ihm zu hoffen und zu fürchten war. Und in diesem Gefühle, nicht in einem an und für sich nebensächlichen Ereignisse liegt die Ursache, daß dies Ereigniß die ganze Welt aus den Angeln hob und den dreißigjährigen Krieg zu Wege brachte.

Die „weltlichen“ Bestrebungen, die selbstsüchtigen Ränke der böhmischen Großen und einzelner deutscher Fürsten sind nach Onno Klopp die eigentliche Ursache des dreißigjährigen Krieges gewesen. Das Ränkespiel der böhmischen Stände, die Selbstsucht der deutschen Für-

sten, — wer will sie leugnen? Zu allen Zeiten, in allen Lagern, bei allen Kämpfen hat diese Selbstsucht mehr oder weniger mitgewirkt, wie sie auch im dreißigjährigen Krieg des Unheils unendlich viel zu verantworten hat. Aber den Krieg selbst, in seinen letzten Ursachen, in seiner furchtbaren Größe, seinen schauerlichen Schrecken, seinem endlosen Elend — den hat die weltliche Selbstsucht der Stände und Fürsten nicht zu verantworten. Das „geistliche" Bestreben derer, die in Italien, in Spanien, in Frankreich, in den Niederlanden, in England, überall wo und so weit ihre Macht es ihnen erlaubte, die Reform mit List und Gewalt erdrückten, die sie in Steiermark, Kärnthen, Krain, in Tyrol, in Oestreich eben unterdrückt hatten, sie in Böhmen zu erdrücken sich vorbereiteten, die sie, so weit sie in Deutschland und dem germanischen Norden Fuß faßten, bedrohten, — diese „geistlichen" Bestrebungen der Jesuiten und des Hauses Habsburg insbesondere sind die Ursache und Veranlassung, daß ein nebensächliches Ereigniß in Böhmen zum dreißigjährigen Kriege führen konnte und führen mußte.

2.

Wir haben übrigens Unrecht, so allgemein zu sagen, daß Onno Klopp davon Nichts vermuthe. Hier und dort vergißt er sein System, die Geschichte des dreißigjährigen Krieges auf den Kopf zu stellen. Oft kann er, trotz aller Mühe, die er sich giebt, der erstaunten Welt seine Kunstfertigkeit darin zu zeigen, wie man den Strom den Berg hinaufleitet, nicht verhindern, daß das Wasser den Berg hinabfließt. So oft dies nun der Fall, verräth er, ohne es zu wollen, daß die Sache sich am Ende doch in der That anders verhält, als er sie darzustellen nun einmal sich getrieben fühlt.

Der Wortführer der Böhmen, Mathias, Graf von Thurn äußerte sich gegen den Gesandten des Kurfürsten von Sachsen: „Es ist in dem ganzen Hause Oestreich des spanischen Prakticirens kein Ende. Man hält weder Zusagen, noch Brief und Siegel, wie man denn auch den Majestätsbrief gerne cassiren möchte. Wir Böhmen können dies nicht länger ansehen. Wir wollen warten, bis man uns beißt. Dann aber wird es geschehen, daß wir dringend und wahrhaftig einen andren Herrn suchen müssen." Gustav Adolf sagte ungefähr gleich-

zeitig, vor dem Beginne der böhmischen Wirren: „Es ist offenbar, daß die päpstliche Liga darauf ausgeht, die reformirte Religion zu unterdrücken. Das sieht man aus dem Verfahren gegen Deutschland, Frankreich, England und die Niederlande.“

Es fragt sich, ob diese Ansicht in den Dingen begründet war? Onno Klopp leugnet dies. Nach seiner ganzen Darstellung haben die Böhmen durch ihre slavische Ränkesucht und Gustav Adolf durch seine Berserkerwuth und Eroberungsluft, die kalvinischen deutschen Fürsten durch ihre Vergrößerungsgier, und die „Hochmögenden“ der Niederlande durch ihre elende kaufmännische Berechnung des Gewinns, den sie aus dem Kriege ziehen könnten, Alles zu verantworten. So treibt Hr. Klopp den Strom bergauf. Die Thatsachen, die dann aber dennoch bergabfließen, sind: „Der Vater Ferdinands II. hatte 1579 sich genöthigt gesehen, den Ständen Steiermarks die Confession von Augsburg zu gestatten. Als Ferdinand 1596 die Regierung von Steiermark antrat, weigerte er sich, diese Erlaubniß seines Vaters zu bestätigen. Zwei Jahre später ward eine kirchenschänderische That eines lutherischen Feldpredigers die Veranlassung, daß Ferdinand erklärte: er gedenke sich desselben Rechts zu bedienen, wie alle anderen Fürsten im Reiche. Er forderte die Rückkehr seiner Unterthanen zur katholischen Kirche. Hier und da wurde eine Kirche mit Pulver gesprengt; aber nirgends floß Blut. Steiermark ward wieder katholisch.“ (S. 18. 19). Die Thatsache, daß dabei kein Blut geflossen, ist nicht historisch richtig; die „Knechte Paradeisers“, die Söldlinge eines Soldobersten, die Ferdinands Mutter ihrem Sohne als die besten Bekehrer für seine Unterthanen dringend empfohlen hatte, waren nöthig und haben redlich geholfen, die Steiermärker Protestanten in die Messe zu treiben. Doch ist es nicht unsere Absicht, die einseitigen und unrichtigen, verdrehten und verkehrten Behauptungen Onno Klopps — deren Zahl Legion ist — Schritt für Schritt zu widerlegen. Die Aufgabe, die wir uns gestellt haben, ist, durch die Thatsachen, die er selbst anführen muß, die Haltlosigkeit des Systems, das er aufstellt, zu bekunden. So fahren wir fort diese Thatsachen nach seinem Werke wörtlich anzuführen.

„Graf Thurn schrieb im October 1618 an Johann Georg, Kurfürst von Sachsen: Mit dem Kaiser Mathias wäre eine Vereinba-

rung möglich, aber nicht mit Ferdinand, der unter der Herrschaft der Jesuiten steht.“ (S. 27). „Neben Mathias“, fährt dann zwei Seiten weiter (S. 29) Herr Klopp fort: „stand der Vetter Ferdinand, in voller Kraft des Lebens, nicht ohne Energie, wie er in seinem Steiermark bereits bewiesen. — — Im Besitze der gesammten Hausmacht von Oestreich, mit der Kaiserkrone auf dem Haupte konnte Ferdinand und mußte voraussichtlich (!) zu dem Kampfe im Nordwesten des Reiches eine andere Stellung einnehmen, als sein Vorgänger gethan. Denn die Niederlande, wenn auch der That nach längst entfremdet, gehörten doch dem Namen nach als burgundischer Kreis noch immer dem Ganzen an. Wie die etwaige Einmischung Ferdinands ausfallen würde, konnte, auch abgesehen von seinem persönlichen Charakter, in Rücksicht auf seine politische Stellung nicht zweifelhaft sein. Dem mußte vorgebeugt werden.“ Wir wiederholen, daß Klopp selbst, und nicht Graf Thurn oder Gustav Adolf oder sonst ein denkender Protestant der Zeit so über Ferdinand II. urtheilt. „Dem mußte vorgebeugt werden!“, und das war die Ursache, warum alle überzeugungstreuen und muthigen Protestanten der Zeit den Kampf annahmen. Daß bei diesem oder jenem, ja sogar bei sehr vielen von den Mitkämpfern auch gemeine Beweggründe mit ins Spiel kamen, daß solche für den Einzelnen oft maßgebend waren, wer will es bezweifeln? Aber diese persönlichen, selbstsüchtigen Beweggründe würden unmöglich die Welt zu einem dreißigjährigen Kriege zu treiben vermocht haben, wenn nicht das Bewußtsein aller Protestanten mit im Spiele gewesen, daß den Bestrebungen Ferdinands und der Jesuiten „vorgebeugt werden mußte“, sofern sie nicht ganz gelinde, ohne Blut, nur mit etwas Pulver, zum Sprengen der protestantischen Kirchen, in die Messe getrieben sein wollten. — So erklärt es sich naturgemäß, ohne daß es besonderer Ränkelust und Rebellionsneigung bedurft hätte, wenn Graf Schlick im Namen und im Geiste der protestantischen Böhmen sagte: „Nicht nur die Herren Böhmen, sondern auch die andern und vornehmsten (östreichischen) Länder hätten diese beständige Resolution genommen, den König keineswegs anzunehmen, er erbiete sich, zu was er wolle. Denn man wisse doch wohl, daß Nichts gehalten werde. Sie wollen nun einmal sich und ihren Nachkommen aus dem östreichischen Servitut helfen und dabei das Aeußerste,

auch Leib, Gut und Blut willigst aussetzen, denn es ist viel besser einmal redlich gestorben, denn also in steter Dienstbarkeit und Gewissenszwang zu leben.“ (S. 33.)

Onno Klopp setzt dieser Äußerung die Bemerkung hinzu: „Von einer begangenen That Ferdinands gegen die böhmischen Privilegien konnte nicht die Rede sein, denn Ferdinand hatte dazu noch keine Gelegenheit gehabt.“ Diese „Gelegenheit“ würde sich gefunden haben, wie sie sich in Steiermark fand, als der „lutherische Feldprediger sich einer kirchenschänderischen That“ schuldig machte. Die Aeußerung des Grafen Schlick fand übrigens am 26. Mai 1619 statt. Schon im März besuchte Ferdinand den Herzog Maximilian von Bayern, das Haupt der „heiligen Liga.“ Ferdinand hatte ihn um Hülfe für seine Plane in Oestreich und Böhmen angegangen. „Erst“ bei diesem Besuche im Anfang des Jahres 1619 gab Max dem Andringen seines Vetters nach. Er war zur Hülfe bereit, er stellte sie in Aussicht, aber er verlangte Ersatz. — „Max wollte kommen mit einem Heere. Die Unterhandlungen deckte das tiefste Geheimniß. Der Besuch Ferdinands bei seinem Vetter Max auf der Reise nach Frankfurt festigte sie. Ferdinand sicherte für den Fall des Sieges seinem Vetter Max die Kurwürde des Pfälzers zu.“ (S. 34.)

Schon jetzt! Was hatte denn der Pfälzer bis jetzt gethan, daß der „zukünftige“ Kaiser, der noch gar kein Scheinrecht hatte über ein Kurfürstenthum zu urtheilen und zu verfügen, auf der Reise zur Wahl nach Frankfurt, dem Herzoge von Bayern die Kurwürde des Pfälzers zusicherte?

Onno Klopp fährt fort und beantwortet diese Frage: „Zur selben Zeit, als Ferdinand in München bei seinem Vetter Max weilte, erwog Friedrich zu Heidelberg mit seinen Räthen, wie man sich zu verhalten habe bei der demnächstigen Kaiserwahl.“ (S. 34. 35). Der Pfälzer hätte lieber als Ferdinand den Herzog von Savoyen gewählt; um die Wahl des Ersteren zu verhindern, dachte er sogar daran, sich der Stadt Frankfurt zu bemächtigen. Es blieb aber bei dem guten Willen, und schließlich gab sogar der Pfälzer — über dessen Kurhut die beiden Vettern (nach S. 34 in Klopps Tilly) bereits im Reinen waren, — seine Stimme zur Kaiserwürde dennoch dem Erzherzoge Ferdinand.

In denselben Tagen aber, wo Ferdinand in Frankfurt zum Kaiser gewählt wurde, sprachen die Böhmen seine Entsetzung als böhmischer König aus, und boten dann die Krone dem „Pfälzer" an. Onno Klopp, der uns, wie wir gesehen, S. 24 erzählt hat, wie die beiden Vettern und Jesuitenzöglinge, Ferdinand von Oestreich und Max von Bayern, bereits sich über die Kurwürde des Pfälzers verständigt hatten, erzählt nun ganz treuherzig weiter: „Als die Nachricht von des Pfälzers Wahl zum Könige von Böhmen ankam, reiste Ferdinand nach München." Von dort aus hatte bereits Max den Vetter Friedrich von der Pfalz dringend abgemahnt, die dargebotene Krone anzunehmen. Als Ferdinand nach München kam, erneuten sie noch einmal ihre Vorstellungen. Der Kaiser schickte einen eignen Gesandten nach Amberg, der dem Kurfürsten Friedrich mit Ernst und Milde vorstellen sollte, wie er durch Annahme der böhmischen Krone das Recht des Kaisers verletze, das ganze Reich und sich selber in die höchste Gefahr bringe." Auch Max schrieb an den Pfälzer: „Von einem Eingreifen des Hauses Oestreich in die Rechte deutscher Fürsten könne nicht die Rede sein." — „Wenn aber" — fährt O. Klopp fort — „wie fast vorauszusehen war, ihre Abmahnungen erfolglos blieben, so vereinigten sie sich zu gemeinsamem Handeln. Der Kaiser sicherte Max die absolute Leitung der Liga zu. Ferdinand gab damals, im October 1619, dem Vetter Max das bestimmte Versprechen, wenn Friedrich die böhmische Krone annehme, so wolle Ferdinand für die Hülfe, die Max ihm leiste, die Kurwürde von Friedrich nehmen und sie auf Max übertragen. Es war nicht eine Forderung von Seiten des Herzogs Max, sondern ein freiwilliges Anerbieten von Seiten Ferdinands. Der Bund war geschlossen." (S. 40.)

Im März 1619, sagt uns Klopp (S. 34), daß Max „Ersatz" für seine Hülfe forderte und sich die Kur des Pfälzers, der noch gar Nichts verbrochen hatte, zusagen ließ; im October (S. 40) ist, was vorher eine „Forderung" Maxens war, jetzt ein „freiwilliges Anerbieten" des Kaisers; wozu dieser abermals ohne Gericht und Urtheil, ohne vorhergehende Acht und Aberacht kein Recht hatte, selbst wenn der Pfälzer die Krone Böhmens bereits angenommen gehabt hätte.

Die drei weltlichen Kurstimmen Pfalz, Sachsen, Brandenburg waren protestantisch. Es galt, Eine von diesen dreien in die Hand eines

Katholiken zu bringen, um des Kurfürstencollegs stets sicher zu sein. Die Wahl des Pfälzers zum Könige von Böhmen wurde die „Gelegenheit“ den vorgefaßten Beschluß, das Stimmenverhältniß der beiden Religionsparteien im Kurfürstenrath zu ändern, durchzuführen. Onno Klopp hat dies — gegen besseres Wollen, gegen sein eignes System — so klar gesagt, wie es nur gesagt werden kann.

3.

Wo Gustav Adolf davon spricht, daß die Liga darauf ausgehe, die reformirte Religion zu unterdrücken, was „man aus ihrem Verfahren in Deutschland, Frankreich, England und den Niederlanden sehe“, — setzt Onno Klopp hinzu: „Das Wort Liga ist in Gustav Adolfs Augen offenbar ein allgemeiner Begriff und nicht die eigentliche deutsche Liga auf deutschem Boden. Diese hatte keine auswärtigen Theilnehmer.“ (S. 14.)

Wenn Gustav Adolf die deutsche Liga in organischem Zusammenhange mit den liguistischen Bewegungen und Bestrebungen Roms in Frankreich, England und den Niederlanden dachte, und Onno Klopp diesen Zusammenhang übersieht, so beweist dies nur, daß der Schwedenkönig einen welthistorischen Blick hatte, daß dieser Blick dem Herrn Onno Klopp fehlt. Doch ist dies hier Nebensache, Hauptsache ist, daß die „deutsche Liga keine auswärtigen Theilnehmer“ gehabt haben soll.

Das Wort „Theilnehmer“ ist klug gewählt, denn wörtlich genommen waren in der That nur die deutschen Fürsten, die den Bund bildeten, die eigentlichen „Theilnehmer“ desselben. Aber diese selbst, wenn sie auch ihre deutschen Ziele mit verfolgten, waren im Großen und Ganzen gelenkt und getrieben durch die Jesuiten, die ihre Kernwurzel in Rom hatten, und standen überall in Deutschland selbst neben Spanien, das sie zu seinen Zwecken auszubeuten suchte und ausbeutete.

Die Theilnahme Dänemarks und Schwedens an dem Kampfe in Deutschland hatte leider nur zu naturgemäß auch ihre selbstsüchtige Seite. Die Könige von Dänemark und Schweden, wie die deutschen Fürsten, einerlei ob katholisch oder protestantisch, suchten am Ende bei Gelegenheit des Krieges überall ihren Sondervortheil zu sichern.

Aber das war nicht das treibende Element im Kampfe. Mit dem Siege der Liga und Oestreichs und Spaniens in Deutschland und den Niederlanden waren Dänemark, Schweden und Holland gezwungen, sich das schwere und geisttödtende Joch Roms und Spaniens gefallen zu lassen. „Dem mußte vorgebeugt werden“ wie Klopp sagt, und wie in Holland, Dänemark, Schweden, England und auch in Deutschland jeder denkende Protestant, der nicht von Eigensucht allein gelenkt und von Parteileidenschaft geblendet war, mit einstimmte. Die auswärtigen Bundesgenossen der Protestanten waren nach vielen Seiten hin ein Unglück für Deutschland; aber ohne sie würden Rom und Spanien in Deutschland gesiegt, und mit ihrem Siege der Protestantismus und die letzte Spur deutschen Wesens und germanischer Geistesselbstständigkeit nicht nur in Deutschland, sondern auf dem ganzen europäischen Festlande vernichtet gewesen sein.

„Nun hat der deutsche Kaiser Ferdinand jederzeit die Einmischung und Einflechtung fremder Könige und Potentaten in das Reich mit schwerem Nachdrucke als die hauptsächliche Quelle des Unheils hervorgehoben.“ (S. 239.) Das war natürlich für Kaiser Ferdinand und klug zugleich. Von den Jesuiten, die in Rom wurzelten, war es auch klug, mit einzustimmen. Aber ein deutscher Geschichtsschreiber, der ebenfalls mit Oestreich und den Jesuiten, die „fremden Könige und Potentaten“ als die „Hauptquelle des Unheils“ hervorhebt, und der dabei an Christian IV. und Gustav Adolf ausschließlich denkt, und nicht vor Allem Rom und Spanien im Auge hat, der muß entweder zu der Partei gehören, die in Jesuitenschulen geblendet wurde, oder von Natur des klaren Blickes, der die Dinge sieht wie sie sind, entbehren.

Onno Klopp ist überall von den listigen Parteikunststückchen der Anhänger Roms und Spaniens, durch welche diese zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, und Heute wieder, die Wahrheit zu verdunkeln wußten und wissen, gefesselt; er stimmt überall in ihren Parteiruf mit ein. Das verhindert nicht, daß ihm, der nicht absichtlich lügt, verdreht und verschweigt, Schritt für Schritt die Thatsachen entschlüpfen, die das Gegentheil seiner Partei- und Systembehauptungen beweisen.

Als in Folge der böhmischen Wirren der Krieg gegen die Pfalz getrieben wurde, war es — ein spanisches Heer unter einem spanischen

Feldherrn, Spinola, das in die deutschen Lande einfiel. Die östreichischen, spanischen, römischen und jesuitischen Geschichtschreiber sagen nun einfach: „Burgund war ein Reichsland, mithin die burgundischen Truppen im Reiche anwendbar.“ Klopp schreibt ihnen auch dies nach (S. 59) und führt den Gedanken näher aus: „der Zusammenhang der Niederlande mit dem Reiche war rechtlich damals noch nicht aufgehoben. Der König von Spanien war als Fürst des burgundischen Kreises ein Glied des deutschen Reiches.“ (S. 94.)

Wenn wir zugeben wollten, daß der Zusammenhang der Niederlande mit dem Reiche rechtlich noch nicht aufgehoben war, so liegt schon in dem Hervorheben des Wortes rechtlich das Zugeständniß, daß der Zusammenhang thatsächlich nicht mehr bestand. Spanien und die ganze Welt sah die Niederlande thatsächlich — so weit die Macht der Spanier noch reichte, — als spanische Provinzen an. In dem Kampf der Niederlande gegen Spanien ist vom deutschen Reiche auf keiner Seite der kämpfenden Parteien mehr die Rede. Schon Max I. hatte die Losreißung Burgunds vom Reiche vorbereitet; Kaiser Karl V. hatte die holländischen Niederlande, mit Burgund zu einem Ganzen vereinigt, an Spanien gefesselt, und dem Reiche nur so viel Rechte und Pflichten in den vereinigten Niederlanden gelassen, als für Spanien nöthig waren, um diesem zu erlauben, sich alle Tage in die Angelegenheiten Deutschlands zu mischen, und das Reich im Nothfalle zur Vertheidigung Spaniens in den Niederlanden zu veranlassen.

Spanier waren die ersten fremden Truppen im dreißigjährigen Kriege auf deutschem Boden und haben alle andern, die Holländer, die Dänen, die Schweden, die Franzosen ins Reich hineingehetzt. Als gleich im Anfange des Krieges nach den ersten Erfolgen Oestreichs und der Liga in Böhmen die protestantische „Union“ im December 1620 auf einem Vereinstage versammelt war, sprach sich die Mehrheit der Unionsfürsten für den Kaiser aus. Joachim Ernst von Anspach sagte: „daß er lieber in des Kaisers Dienste ein Picke tragen als anderswo commandiren wolle.“ „Der Würtemberger Herzog erklärte, daß er nächst Gott und Gotteswort Nichts höher achte als die kaiserliche Gnade, wofern er derselben gewürdigt werde. Sie

baten um einen Waffenstillstand. Spinola schlug das Begehren ab." (S. 95.) Der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, der allerergebenste Anhänger des Kaisers, der auf sein Todtenhemd hatte sticken lassen: „Gott und dem Kaiser getreu," betrieb den Frieden zwischen der Union und dem Kaiser mit Eifer. „Spinola bewilligte Nichts; er forderte die schriftliche Erklärung, daß die Unirten sich des Pfälzers Friedrich nicht mehr annehmen wollten, und versprach seinerseits, daß dann der Kaiser sie als getreue Reichsstände anerkennen werde. Im April 1621 fügten sie sich ohne Bedingung." (S. 96.) Das war, nach den Thatsachen, die Klopp entschlüpfen, gleich im Anfange des Krieges die Thätigkeit Spaniens in den deutschen Angelegenheiten.

Auf Spinola folgte Cordova. Erst durch die Vereinigung der Truppen Cordova's mit denen Tillys war dieser im Stande seinen Sieg bei Wimpfen zu erringen. (S. 145.) Das ganze linke Rheinufer von Köln bis Straßburg war von spanischen Söldnern besetzt, mißhandelt und ausgesaugt. Vom Niederrheine aus waren die Holländer durch Spanier angegriffen, und diese suchten sich am Rheine selbst festzusetzen, um sich der Spanier zu erwehren. Eine Feste auf einer Insel bei Bonn, die sie dem steten Bundesgenossen Spaniens, dem Erzbischof und Kurfürsten von Köln zum Trotz bauten und „Pfaffenmütz" nannten, gelangte durch die Siege des Kaisers und der Liga nicht wieder ans Reich, sondern wieder in die Hände der Spanier. Die Stände des Reichs mußten sich begnügen „den Kaiser zu bitten, seinen Einfluß bei der Infantin (in Brüssel) zu verwenden, daß sie die Schanze schleife und den Rheinstrom wieder eröffne." (S. 169.) Der Erzbischof und Kurfürst von Köln, Ferdinand, der Bruder Maximilians von Bayern selbst sah endlich klar, daß „den Spaniern am höchsten daran gelegen, das Reich in den Krieg mit den Holländern zu verwickeln", (S. 215) und daß sie auf allen Wegen und Umwegen dahin zu gelangen suchten. Als die deutschen Kirchenfürsten der Liga des Krieges überdrüssig wurden, und nun (1626) auch sie, wie vor wenig Jahren die Fürsten der Union ebenfalls gern Frieden unter jeder Bedingung geschlossen hätten, war Maximilian von Bayern dazu nicht zu bringen. Er dachte daran, „sein Heer etwa mit spanischem Zuschusse aufrecht zu halten. Man

hatte schon längere Zeit ein engeres Bündniß zwischen dem Kaiser, dem Kurfürsten Maximilian und der Infantin (die als Statthalterin Spaniens den deutschen Krieg von Brüssel aus leiten und verewigen half) besprochen. Damit verband sich die Aussicht auf den endlichen offenen Bruch des Reiches mit den Holländern." (S. 322.)

Onno Klopp, der die Holländer, die Dänen, die Schweden, welche Deutschland vor den spanischen und römischen Bestrebungen retten halfen, stets als heillose Ausländer verflucht, und den wir stets wörtlich angeführt, wenn er dann die Spanier als deutsche Reichsmitglieder in Deutschland walten lassen will — erzählt dann weiter: „Eine lange, schmerzliche Erfahrung hatte Spanien gezeigt, daß auf offener See der Spanier dem Holländer nicht gewachsen war, daß bei einem Kampfe mit gleichen Kräften die Spanier zu Wasser immer unterliegen würden. Man hatte andere Plane entworfen. Man wollte von den Nachbarhäfen zu Wasser und zu Lande zugleich in die vereinigten Niederlande eindringen." (S. 375.) „Man hoffte auf die Mitwirkung der Hansestädte." (S. 376.) Die Infantin trat mit Mansfeld in Unterhandlungen wegen der Ueberlieferung der Stadt Emden und versprach Mansfeld dafür zum Granden von Spanien zu erheben. (S. 376.) „Im Sommer 1625 fordert Spanien in Brüssel, der bayerische Gesandte solle die Einräumung eines Hafens an der Ems für Spanien bewirken. Spanien ließ zögernd von dieser Forderung ab, um mit einer neuen, in den Augen der Deutschen besser begründeten, hervorzutreten. Bei der Zusammenkunft zwischen Tilly, Wallenstein und dem spanischen Gesandten zu Duderstadt im Juli 1625 ist die Rede von Lübeck." (S. 376.) „Der Inbegriff der spanischen Plane war, daß allein die Hansestädte das Recht des Handels nach Spanien haben sollten." (S. 377.) „Die Errichtung einer Kriegsflotte des deutschen Reiches zum Schutze dieses Handels" (S. 378) wäre die erste Bedingung dieses Planes gewesen, und Kampf auf Leben und Tod zwischen dieser kaiserlich-spanischen deutschen Reichsflotte und den Flotten Hollands und Englands würde das Endergebniß gewesen sein. Was die spanische „unbesiegbare Armada" nicht erreicht, hätte dann die deutsche Reichsflotte zum Besten Spaniens versuchen können.

4.

Dies spanische Treiben in Deutschland, oon den Jesuiten hervorgerufen, gehegt und gepflegt, von Oestreich gefördert, von der Liga unterstützt, ist die Hauptursache des dreißigjährigen Krieges. Onno Klopp, der als Ostfriese seinen Nachbarn in Holland den herzlichsten Nachbarnhaß widmet, hört nicht auf, die Holländer, die „Hochmögenden“ vor Allen, als die Urheber des dreißigjährigen Krieges dem Hasse jedes deutschen Patriotenherzens bestens zu empfehlen. Die Holländer waren durch die deutschen Habsburger an die spanischen überliefert worden. Als diese sie spanisch regieren, durch Jesuiten, Inquisition und Alba'sche Blutherrschaft wieder zum Katholicismus zurückbekehren und dabei ihrer Menschen- und Bürgerrechte berauben wollten, standen die tapfern Holländer auf; die „Geusen“ griffen die mächtigen Herren Spaniens mit der wunderbarsten Tapferkeit an, trieben dieselben Schritt für Schritt aus ihrem Lande und eroberten dieses so Schritt für Schritt zurück, d. h. entrissen germanische Lande und Volksstämme dem blutigen Herrscherinstinkt Spaniens, dem Scheiterhaufen Roms, der geisttödtenden Unduldsamkeit der Jesuiten und Dominikaner. Das war ungefähr gelungen, als Onno Klopp sich um die Angelegenheiten Deutschlands, der Welt und seines Helden Tilly zu kümmern begann. Er selbst erzählt uns nun zwar, wie die Spanier versuchten von Deutschland aus Holland zurückzuerobern, wie Deutschland zu dem Ende mit in den dreißigjährigen Krieg verwickelt wurde; aber da die Veranlassung zu diesem Treiben Spaniens und der Niederlande in Deutschland vor der Periode liegt, die er be- und mißhandelt, so sieht er nur, daß die Holländer Alles aufbieten, um ihrerseits den Krieg, den Spanien und die Jesuiten von Deutschland aus gegen sie zu treiben suchen, von sich ferne zu halten. Den spanischen und deutschen Habsburgern, die Hand in Hand gingen, der Liga und den Jesuiten, die mit ihnen einverstanden waren oder ohne einverstanden zu sein, für sie ins Feuer getrieben wurden, diesen Allen gegenüber waren die Holländer in ihrem Rechte, im besten Rechte, das es gibt, dem der Nothwehr. Sie unterstützten den „Pfälzer“, weil sie in ihm den Feind ihres Feindes — des Hauses Habsburg, der Spanier und der Jesuiten sehen.

Klopp aber seinerseits sieht darin nur die Krämerpolitik, die aus dem Kriege Krämernutzen ziehen wollte. Für die Großartigkeit der Staatskunst dieses kleinen Völkchens der habsburgischen Weltmonarchie gegenüber hat er keinen Blick. Und dennoch sagt auch er: „die Holländer wußten zu wohl, daß, wie man sich im Haag ausdrückte, das Gewitter, welches in Böhmen gefallen, auch über sie Regen bringen werde. Deswegen waren sie sofort thätig gewesen durch Aufreizungen in Deutschland, Schweden, Dänemark und durch Stärkung des Mansfeld.“ (S. 117.) Sie suchten Schutz und Schirm gegen den „Regen“, der sie von Böhmen aus bedrohte und waren klug genug, ihn dort zu suchen, wo er zu finden. Sie wußten, wer ihre Feinde waren. „Sie erhoben im Jahre 1622 gegen den Kurfürsten von Köln die Anklage, daß von der Liga ansehnliche Truppen den Spaniern zu Hülfe gekommen seien. Dafür gebüre ihnen Ersatz. Sie schlugen das Erzstift Köln, ebenso Lüttich, jedes auf 50,000 Thlr. an, Münster auf 30,000. Das Geld ward gezahlt?“ (S. 170.) Und sie hatten Recht es zu fordern, und „es ward gezahlt“, weil die, von denen man es forderte, wußten, was sie für Spanien gegen die Holländer gethan hatten. Für Spanien — und nicht für's Reich.

Nicht das Reich, nicht der Kaiser, nicht das deutsche Volk hatten ein Interesse, Spanien in den Niederlanden herrschen zu sehen. Im Gegentheile wäre die Herrschaft Spaniens in den Niederlanden gleichbedeutend gewesen mit der Knechtung Deutschlands von den Niederlanden aus, mit dem Untergange alles germanischen Wesens in den Niederlanden und zugleich aller Gedankenfreiheit in Deutschland und Europa, gleichbedeutend mit dem Siege des Papstthums, der Jesuiten, der Inquisition, der Gewaltherrschaft des römischen Katholicismus auf dem ganzen europäischen Festlande. Das deutsche Reich, das deutsche Volk haben unendlich gelitten durch den dreißigjährigen Krieg, aber der Sieg Spaniens, Roms, der Jesuiten und der Inquisition in Deutschland, der Sieg des Geisterzwanges, der noch heute Göthe und Schiller, Kant, Hegel und Humbold zum Scheiterhaufen verdammen würde, der noch heute das Lesen der Bibel mit Zuchthaus bestraft, wäre ein ganz anderes Unheil für die Welt und Weltentwicklung gewesen, wenn Holland nicht geholfen hätte, Spanien und die Jesuiten im dreißigjährigen Kriege zurückzuschlagen.

5.

„Aber es war ja kein Religionskrieg!" belehrt uns Onno Klopp. Sollte dies heißen, daß die katholischen und auch die protestantischen Fürsten nur zu oft eher weltliche als geistliche Vortheile in dem Kriege erstrebten, daß ihnen die Religion meist nur das Mittel war, um ihre Herrschaft zu vergrößern, ihre Ländergier zu befriedigen; so wäre dagegen Nichts zu sagen. Aber das verhinderte nicht, daß die katholischen Fürsten die reformirte Religion, den Protestantismus erst besiegen mußten, um zu ihren Zielen zu gelangen; während die protestantischen diesen Sieg verhindern mußten, wenn sie durch denselben nicht um Hab und Gut, Land und Leute, Herrschaft und Ansehen gebracht werden wollten. Es ist wahr, die Fürsten kämpften in letzter Absicht nur um zeitliche, weltliche, irdische Vortheile; aber diese Vortheile waren nur erreichbar für sie durch die Unterdrückung oder den Sieg der Reformation.

Und deswegen war es kein „leeres Trugbild", wenn alle Welt den Krieg für einen Religionskrieg ansah, wenn das Volk, wenn die protestantischen Landestheile das lebendige Bewußtsein hatten, daß es sich um ihr Heiligstes, um ihren Glauben handle. Die Jesuiten aber, die am besten wußten, um was sie kämpften, gaben sich die größte Mühe, das protestantische Volk zu belehren, daß seine Religion bei dem Kriege gar nicht in Frage komme, und es deswegen demselben ruhig zusehen könne. Onno Klopp stimmt auch in diesen Parteiruf gegen „das Trugbild des Religionskrieges", das die protestantischen Fürsten und „Gustav Adolf vor Allen der protestantischen Bevölkerung in Deutschland vorspiegelten", mit ein. Und hier ist es Tilly ganz besonders, der Onno Klopp hilft, das „Trugbild" des Religionskrieges zu zerstören.

Tilly war ein „Schüler der Jesuiten", und zwar nicht ein solcher, der nur in eine Jesuitenschule gegangen, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach als „Schüler" in den Orden aufgenommen, dem er dann bis zu seinem letzten Athemzuge angehörte. Als Feldherr war er überdies ein Schüler Alba's. Mit Alba hatten die Habsburger und die Jesuiten den Holländern gegenüber die Erfahrung gemacht, daß je größer die Gewalt, die Blutherrschaft, der Schrecken,

mit dem man die Holländer niederzuschmettern hoffte, desto rascher, gewaltiger und unaufhaltsamer der Widerstand des empörten Volkes. Deswegen wurde nach Alba auch im niederländischen Kriege von dessen Nachfolgern mehr und mehr Milde und Schonung angewendet, um die aufgestandenen Provinzen sanft ins Joch zurückzuführen. Den belgischen Provinzen gegenüber hatten diese Mittel auch den besten Erfolg, während die Holländer bereits zu fest gewurzelt in ihrem Widerstande gegen Spanien waren.

Diese „klügere“ Verfahrungsweise den hartnäckigen germanischen Naturen gegenüber wendete Tilly, so oft dies halbwegs möglich — was nicht verhindert, daß immer der Gräuel noch mehr als genug übrig bleiben — auch den deutschen Protestanten gegenüber an. Er ließ gelegentlich sogar „Schildwachen an die Kirchenthüren stellen, damit die sonntägliche Feier in den calvinischen Kirchen ungestört bleibe.“ (S. 138.) Das machte einen guten Eindruck; man fügte sich, man hoffte, und — ward betrogen. Wenn die Zeit vorüber war, während welcher große Strenge noch Gefahr bringen konnte, dann wurde die freundliche Maske abgelegt. Wie dies sich machte, erzählt uns Klopp selbst in Bezug auf die Pfalz. Auch hier beließ Tilly, als er siegreich in dieselbe eindrang „einstweilen die calvinischen Geistlichen; denn nicht Er griff hierin durch. Erst als einige Monate später die Anzeige ward, daß diese calvinischen Geistlichen zu Heidelberg in Conventikeln gegen den Kaiser predigten, gebot er ihnen aus Heidelberg zu weichen. Die Bürgerschaft legte Fürbitte ein. Tilly bewilligte, daß zwei Geistliche bleiben durften. Nicht also dachte der Civilpräsident Heinrich von Metternich. Er widerrief die Erlaubniß des Generals. Abermals wandten die Bürger sich an diesen, bittend um seine Vermittelung. Da auch Tilly diesmal nicht zu gewähren vermochte, so ist es wahrscheinlich, daß bestimmte Befehle von München her vorgelegen haben. Die calvinischen Geistlichen mußten aus Heidelberg weichen, am 22. Mai 1623, viele Monate nach dem Abzuge Tillys von da.“ (S. 158. 159.)

Diese Stelle kennzeichnet die Art des Verfahrens. Tilly kehrte den Großmüthigen, den Milden heraus, und — sobald es thunlich und klug war, wurde durchgegriffen. Es kennzeichnet diese Stelle aber auch Onno Klopps Art. Die kluge Politik Tillys war darauf

berechnet, das Reaktionswerk nur um so sicherer durchzuführen, je mehr man milde zu verfahren den Anschein nahm. Onno Klopp läßt sich jedesmal fangen, so oft die Jesuitenpolitik, um zu täuschen, die scharfen Krallen in die Sammetpfote zurückzieht.

Tilly aber wußte sehr genau, warum er so handelte, und er sagt es auch gelegentlich; und Onno Klopp wiederholt es sogar mit gesperrter Schrift und begreift dann doch nicht, daß Tilly nur so milde war, um desto sicherer zur Unterdrückung der protestantischen Religion zu gelangen. Als Tilly geholfen hatte, Osnabrück zu erobern, wurde Franz Wilhelm (von Würtemberg), ein Vetter des Kurfürsten Maximilian von Bayern, zum Bischof ernannt, und augenblicklich begann die gewaltsame Rückkatholisirung der Stadt. Franz Wilhelm betrieb dieselbe durch eine Besatzung tillyscher Söldner, die die Stadt mißhandelte und vollkommen aussog. Zuletzt klagte die Bürgerschaft bei Tilly, der dann einen Theil der Besatzung aus der Stadt verlegte. Tillys Grund hierfür war: „daß die Stadt in solcher Weise mit Gewalt unterdrückt wird, gereicht weder dem Bischof selbst, noch der Geistlichkeit, noch dem Werke der Conversion zum Nutzen.“ Das war es! O. Klopp unterstreicht diese Stelle, und belehrt uns dann doch wieder bei der nächsten Gelegenheit, daß der Krieg kein Religionskrieg, weil ja Tilly der nimmermüde Beschützer der protestantischen Geistlichkeit, selbst des protestantischen Gottesdienstes in den von ihm besetzten Ländern war. „Nicht er griff hierin durch;“ Er bahnte nur den Weg, daß Andere durchgreifen konnten.

Einer der Gründe, warum es kein Religionskrieg sei, besteht für Onno Klopp vor Allem darin, daß ja auch in den katholischen Heeren Protestanten als Söldner, so viele dazu aufzutreiben waren, angenommen wurden. Und doch muß Onno Klopp mehrmals die Aeußerungen Wallensteins anführen, daß man grade deswegen protestantische Söldner und Offiziere suche, damit es nicht den Schein habe, als sei es ein Religionskrieg. Den Schein mied man, so lange es nöthig war. Sobald es nicht mehr nöthig, warf man auch den Schein bei Seite. Böhmen, Mähren, die Pfalz, die westfälischen und sächsischen Stifte, Mecklenburg u. s. w. wurden sobald als möglich mit Gewalt katholisirt. In Böhmen trat dann Tillys Kriegsherr, der ebenso kluge Maximilian von Bayern grade so mil-

dernd gegen die blutige Gewalt der spanisch-habsburgischen Religionswuth auf, wie Tilly in Osnabrück. Onno Klopp sagt uns nun zwar: „Man mag das Verfahren Kaiser Ferdinands beklagen; aber ein Vorwurf besonderer Art gegen den Kaiser Ferdinand ist von daher nicht gerechtfertigt. Ferdinand konnte, durfte um des allgemeinen Beispiels willen nicht verzeihen.“ (S. 91.) Er zerriß den Majestätsbrief. „Mit Thränen in den Augen, mit zitternder Hand unterschrieb Ferdinand 28 Todesurtheile“ für Böhmen, 23 für Mähren. (S. 93.) Wunderbare Verblendung! In Onno Klopps Augen ist daraus für Ferdinand „kein Vorwurf besonderer Art“ zu rechtfertigen. Und doch muß er uns dann erzählen: „die lauteste Klage über das Treiben des kaiserlichen Heeres in Böhmen führte der Herzog Max gegen den Kaiser. Am Tage vor seiner Abreise meldete er, daß das Rauben, Plündern, Mißhandeln der Frauen endlos sei, und nichts Anderes zu erwarten stehe, als zuletzt ein allgemeiner Aufstand der ganzen Bevölkerung gegen die kaiserlichen Truppen.“ (S. 88.) Tilly seinerseits „gab den mit dem Tode Bedrohten einen Fingerzeig, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Sie blieben. Eines Tages erblickten sie die Wachen nicht. Der Weg war frei. Auch das benutzten sie nicht. Mehr zu thun stand nicht in Tillys Macht.“ (S. 94.)

Ist es nun nicht wunderbar, wenn Onno Klopp Ferdinand vollkommen gerechtfertigt findet und in gleichem Athem erzählen muß, wie Max von Bayern und Held Tilly, die eifrigsten Jesuitenschüler jener kampfeifrigen Zeit diesen Vorwurf gegen Ferdinand in Wort und That aussprechen?

Onno Klopp, der hundertmal den Schlaftrunk der Zeit, daß die Jesuiten und ihre Schüler und Feldherrn „keinen Religionskrieg“ führten, daß ihre Gegner „das Trugbild, die Lüge des Religionskrieges“ listiger Weise, ohne allen Grund heraufbeschworen, wiederholt, muß dann Schritt für Schritt zeigen, wie das Endziel des Krieges stets eine gewaltsame Rückkatholisirung war. Als Tillys Heer siegreich in Mitteldeutschland vordrang, forderten die katholischen Fürsten die Herausgabe der Stifter, der Kirchengüter, so weit ihre Macht reichte, und wer in diesen Stiftern, auf diesen Gütern wohnte, mußte auswandern, wenn er nicht wieder katholisch werden wollte. (S. 364.)

In Wien betrieben die Jesuiten die Uebertragung des Landes Mecklenburg an Wallenstein, weil diese Uebertragung „zum Nutzen der katholischen Religion gereiche, denn, wenn Wallenstein erst wirklicher Reichsfürst war, so mußte auf ihn auch das landesherrliche Reformationsrecht kommen, und er durfte demgemäß Mecklenburg wieder katholisch machen.“ (S. 400.) Als Klopp in Osnabrück die gewaltsame Katholisirung, schon um seinen Helden Tilly in seinem besten Lichte erscheinen zu lassen, schildern muß, sagt er: „Prinz Wilhelm entwickelte dem Kaiser seinen Plan, vermöge des Reformationsrechts, des cujus regio ejus religio die Stadt wieder katholisch zu machen. Der Kaiser genehmigte dies.“ Und dann setzt Klopp hinzu: „Man sieht, es ist nicht eine beliebige Willkür des Katholisirens; der Kaiser und Franz Wilhelm stützten sich deswegen auf das positive Recht des Religionsfriedens von Augsburg. Demgemäß ergingen die Befehle an Tilly.“ (S. 463.)

Einen Augenblick dachte Oesterreich daran, Dänemark zu erobern, den Kaiser Ferdinand oder auch Wallenstein zum Könige von Dänemark erklären zu lassen. Es ist immerhin nicht grade sehr gewagt, zu behaupten, daß, wenn dies gelungen wäre, die österreichische Politik in Folge oder besser trotz des Augsburger Religionsfriedens nicht angestanden haben würde, ebenso wie in Mecklenburg mit dem Grundsatz cujus regio ejus religio auch die Dänen in die Messe hineinzusäbeln.

Die protestantischen Staatsmänner der Zeit, die protestantischen Helden des dreißigjährigen Krieges, Gustav Adolf vor Allen sind Ursache, daß der Jesuiten Lüge, der Kampf gelte nicht der Religion, nicht zum Ziele, zu der gewaltsamen Unterdrückung der protestantischen Religion in ganz Deutschland und auf dem ganzen europäischen Festlande geführt hat.

6.

Was nun endlich Tilly, den Helden den Klopp sich gewählt, anbelangt, so ist dieser vielfach in zu dunkeln Farben dargestellt worden. Klopp sucht ihn dann in einem ebenso übertrieben hellen Lichte zu zeigen. Die Methode, in welcher Klopp hierbei verfährt, ist

dieselbe, die er auch sonst überall anwendet. Jede absichtliche und klug berechnete Aeußerung der Zeitgenossen aus der Jesuitenschule wird dabei ohne Kritik für baare Geschichte genommen, jede in wohlbegründetem Schrecken und ganz naturgemäßer Angst ausgestoßene Verdammung gegen Tilly für absichtliche und berechnete Lüge ausgegeben. Wo eine Stadt, eine Gemeinde von Tillyschen Schaaren bedroht sich an den Feldherrn zur Rettung vor seinen Söldnern wendet, wo eine Regierung in der höchsten Gefahr die Großmuth und Gerechtigkeit Tillys, die Zucht und Ordnung seines Heeres zitternden Herzens lobt, da legen diese alle unumstößliches Zeugniß ab für die Milde, die Großmuth, die Menschenliebe Tillys, für die Zucht, die in seinen Schaaren waltet.

Es ist den Vorgängern Onno Klopps in der „Rettung“ Tilly's halbwegs gelungen zu beweisen, daß dem Feldherrn der Liga persönlich Manches im Bösen zugeschrieben worden war, das mehr in den Verhältnissen und den Zufällen des Krieges lag. Auch war es vor Klopp herausgestellt, daß die geordneten Finanzen des Herzogs Max von Bayern und die stets gefüllten Opferstöcke und Geldsäckel der deutschen Kirchenfürsten Tilly erlaubten mehr Zucht und Ordnung zu halten, als dies bei den Kaiserlichen, den Spaniern und auch den Schaaren Mansfelds und Christians von Braunschweig der Fall war. Die maßlose Art aber, wie Klopp Tilly „rettet“, ist oft nur geeignet, uns glauben zu machen, daß auch die Vorgänger Klopps in diesem Rettungswerke mitunter mehr gethan, als sie verantworten können. Schönmalerei ist weit entfernt von historischer und Kunstwahrheit.

Klopp selbst sagt uns übrigens, worauf es Tilly ganz besonders abgesehen hatte. „Seine Aufgabe war eine schwierige. Er mußte die Meinung der Menschen wandeln. Er mußte es dahin zu bringen suchen, daß der Däne in seinem wahren Lichte erkannt ward als der Unterdrücker, Tilly dagegen als der Befreier. Und zwar hatte Tilly dies zu erstreben auf allen Gebieten, nicht blos auf demjenigen des täglichen Lebens, der Habe und des Eigenthums, sondern auch auf dem kirchlichen Gebiete. Es war Tillys Aufgabe den Beweis zu liefern, daß nicht er die Religion unterdrücke, sondern der Däne. Er mußte es dahin zu bringen suchen, daß die urtheilsfähigen Corporationen des Landes selbst das Zeugniß aussprachen, nicht Tilly unter-

drücke die Religion, sondern der Däne. Wenn Tilly diese Aufgabe löste, so hatte er Hoffnung, das Trugbild des Religionskrieges zu vernichten. Mithin war dies sein Streben." (S. 464.)

Zu dem Ende war Tilly „tolerant" gegen die Protestanten, stellte er Wachen vor ihre Kirchen, damit ihr Gottesdienst nicht gestört werde, hielt er auf Zucht in seinem Heere, gab er hier und dort ein paar Plünderer und Mörder dem Profoß anheim; dann konnten die ihm folgenden Jesuiten sechs Monate später, wenn ein „gotteslästerlicher protestantischer Feldprediger" die gesuchte Veranlassung bot, alle protestantischen Prediger aus dem Lande treiben, alle protestantischen Kirchen und Bethäuser schließen oder auch, wo es nöthig und thunlich, mit „etwas Pulver" sprengen, und alle Protestanten durch Einquartirung, Mißhandlung, Mord, Brand und Plünderung zwingen, in die Messe zu gehen, oder — auszuwandern. Indem Tilly, so viel an ihm lag „*seine* *Aufgabe*" löste und das „Trugbild des Religionskrieges" zerstören half, bahnte, ebnete er die Wege zur „Bekehrung", zur gewaltsamen Rückkatholisirung des Landes.

Und deswegen hielt er oft, ja in der Regel, mehr auf Kriegszucht, als es sonst in dieser furchtbaren Zeit gewöhnlich war. Aber Klopp geht in seiner Schönmalerei so weit, daß er uns glauben machen möchte, die Wölfe seien mitunter frommer, als die Schaafe. „Waren denn hier Tilly's Schaaren friedlicher als die Bewohner des Hessenlandes?" fragt sich gelegentlich Klopp, und beantwortet die Frage und sagt: „So in der That scheint es." (S. 217.) Ein andermal erzählt er ganz zutraulich: „Die Beamten aus Harzburg melden im März 1626 dem Herzoge von Celle: der General Tilly hat die Vorschläge über Kriegszucht, die wir ihm eingereicht, schärfer gefaßt, als wir es wollten." (S. 301.) So gut meinte er es mit den Protestanten, der gute Tilly, — möchte uns Klopp gerne zwischen den Zeilen lesen machen. Der Beamte aber mußte hinzusetzen: „Aber die Soldaten handeln nicht darnach und die Offiziere sehen durch die Finger." Ein anderer Beamter berichtet weiter: „Es mag dem General leid genug sein, und er läßt ernstliche Befehle an die Obersten ausgehen. Dennoch thut das Alles bei denselben nicht verfangen noch helfen. Sie berufen sich auf die Noth, den Mangel, das Ausbleiben des Soldes. Der General darf nichts Ernstliches gegen sie vornehmen, und es

gewinnt das Ansehen, als stecke eine heimliche Meuterei dahinter." (S. 301. 302.)

Die Methode Klopps wird am klarsten bei den Ereignissen in Höchst, Juni 1622. Das Theatrum europaeum, nachdem es erzählt hat, wie die Besatzung gezwungen wurde, sich zu ergeben, berichtet weiter: „Darauf ist ihnen zwar Quartier versprochen und mit weißen Stäben abzuziehen akkordirt worden. Weil sie aber zuvor so heftig daselbst tyrannisirt und die armen Weiber und Kinder unschuldig niedergehauen, auch einen alten Pfaffen castrirt, hat Tilly auf Antrieb des Obersten Eynatten sie alle niederhauen lassen." Das paßt nun nicht recht in das Bild, das Klopp sich von Tilly gemacht hat und Anderen machen möchte. Deswegen sagt er ohne viele Umstände, daß die Quelle, aus der jene Angabe genommen, „nicht mehr rein und lauter fließt", und verweist dabei auf seinen Artikel in dem 1. Bande 1. Heft S. 128 der Münchener Forschungen zur deutschen Geschichte, worin er darthut, daß das Theatrum europaeum über die Ereignisse nach der Belagerung von Münden — nicht von Höchst — ein Aktenstück mittheilt, dem ein anderes als Unterlage gedient, welches Tillys Benehmen in einem mildern Lichte darstellt, als die Lesart des Theatrum europaeum. Daraus folgert Onno Klopp, daß der Sammler des Theatrum europaeum diese dunklern Züge in das hellere Bild Tillys hineingetragen, um die Wahrheit zu fälschen; während es ebenso möglich ist, daß er ein Aktenstück, das Tillys Benehmen beschönigt, der Wahrheit näher gerückt hat. Alle Aktenstücke der Zeit tragen die Parteifarbe. Wie dem aber auch sei, Nichts beweist, daß der Sammler des Theatrum europaeum selbst die Aenderungen vorgenommen, und daß ihnen nicht ein „vermehrtes und verbessertes" oder, wenn man will „verfälschtes", Flugblatt der Zeit vorgelegen; Nichts berechtigt zu dem Schlusse, daß weil in diesem Aktenstücke die zweite Lesart eine erste verbessert oder verfälscht, alle anderen Aktenstücke des Sammelwerkes, Theatrum europaeum, ebenfalls „nicht rein und lauter" sind.

Wenn die Sammler des Theatrum europaeum hier, wie Klopp glauben machen möchte, zum Nachtheile Tillys den Mord der Besatzung von Höchst hinzugedichtet, so würden sie wahrlich dies nicht in einer Weise gethan haben, daß Tilly durch die Gräuel der Be-

satzung zu der That fast berechtigt erscheint, so daß Klopp selbst sagen darf, „es sei fraglich, ob der Berichterstatter hier eine Anklage gegen Tilly erheben will.“ (S. 149.) Um aber die Anklage gegen das Theatrum europaeum halb und halb aufrecht zu erhalten, um die Thatsache, die es berichtet, wegzuwischen, fährt dann Klopp fort und sagt: „Der Mansfelder Bericht meldet kurz: die Braunschweiger in Höchst hätten sich auf Gnade und Ungnade ergeben“; wonach also das Niedermetzeln der Besatzung nach der Capitulation gerechtfertigter erscheinen würde, nicht aber geläugnet wird. Klopp setzt noch hinzu: „Der Offizier aus Tillys Heer, der (in des Mansfelders Ritterthaten S. 140) eine ausführliche Darstellung dieses ganzen Zuges giebt, erwähnt der Sache gar nicht, sondern gedenkt nur der zum Himmel steigenden Thaten der Banden Christians in Höchst an Weibern, Kindern, Wahnsinnigen und Greisen;“ was doch wahrlich nicht beweist, daß das Niedermetzeln der gefangenen Besatzung nicht stattfand, sondern daß hier, wie überall, der Parteimann verschweigt, was seinen Parteigenossen zu Last fällt, und übertreibt, was seinen Parteigegnern nachgesagt werden kann.

Oft aber übertreibt Klopp, wenigstens was das Weißwaschen anbelangt, noch diese Partei-Uebertreibungen selbst. Auch davon noch ein Beispiel.

Bei der Eroberung von Münden ging es ungefähr so zu, wie bei der von Höchst. Klopp erzählt dies selbst, aber in folgender Weise: „Nachdem die Stadt erstürmt war, näherten sich die kaiserlichen Truppen den Thoren. Vor dem südlichen Brückenthore stand ein Geschütz, bei welchem ein Bürger Constabel war. Er hatte dasselbe mit Radnägel und ähnlichen Dingen voll geladen. Als das Thor sich öffnete, als die Kaiserlichen einmarschirten, feuerte der Bürger dies Geschütz in den dichten Haufen. Das Jammergeschrei der vielen Getroffenen verkündete die Wirkung. Also meldet ein Bericht. Ob der Berichterstatter, der dann über die Wuth der kaiserlichen Soldaten klagt, auch wohl erwogen haben möchte, welche Wirkung das Abfeuern dieses Geschützes moralisch haben mußte!“ (S. 314.) Hätte er, wie Klopp, diese „moralische“ Wirkung richtig erwogen, so würde er sich jeder Klage ob des Hinwürgens waffenloser Bürger, Frauen und Kinder enthalten und die Gräuelthat, wie Klopp, mit dem Mantel der Liebe zu

Tilly bedeckt haben. „Doch kam,“ fährt O. Klopp zum Ueberflusse fort, „nach einigen Berichten noch ein besonderer Umstand hinzu. Der Pulverthurm bei der Aegidienkirche fing Feuer und zersprang gegen Tagesanbruch mit schrecklichem Krachen. Wer hatte das gethan? Der Bericht, der es uns erzählt, mißt die Schuld der Unvorsichtigkeit kaiserlicher Soldaten bei. Es wäre nicht unglaublich,“ giebt Klopp zu, — „nicht unglaublich“ ist schön gewählt! — „aber“ fährt dann rasch Klopp in seiner Weißwascherei fort: „aber ebenso nahe läge die Vermuthung, daß die Sieger darin eine That der Verzweiflung der Besiegten gesehen“, und dann zu doppelter Menschenschlächterei sich berechtigt fühlen mußten, ist in dem Ideengange Klopps die logische Folge dieser „Vermuthung.“ Denn dann fährt Klopp in der Erzählung wieder fort und berichtet weiter: „Als das schreckliche Krachen verhallte, sah man nach diesem Berichte Tilly und Fürstenberg auf der langen Straße in Münden halten. Der Letztere rief in leidenschaftlichem Zorne: Haut die rebellischen Hunde Alle nieder! Auch das würde nach dem Vorhergehenden keineswegs unwahrscheinlich sein. Ob Tilly dagegen eingeschritten“ — wie er nach dem Bilde, das Klopp sich von ihm macht und uns aufdringen möchte, doch billiger Weise hätte thun sollen — „sagt der Bericht weiter nicht. Jedenfalls ist gewiß, daß nicht Alle niedergehauen sind.“ Und diese Nichtniedergehauenen trägt dann Onno Klopp im Geiste gewissenhaft in das Buch der durch Tillys Großmuth und Menschenliebe Geretteten ein. Nur Schade, daß Klopp am Ende doch hinzusetzen muß: „Immerhin war das Blutvergießen groß genug. Auch Frauen, die den Soldaten entgegenliefen, um ihre Männer zu retten“ — sonst hätten die frommen Wölfe Tillys den armen Lämmern sicher kein Haar gekrümmt! — „fielen der Wuth zum Opfer. Es wird berichtet, daß die Zahl der Leichen in Allem 2260 gewesen sei. Nun bestand die Besatzung allein aus 800 Mann. Sie waren sämmtlich gefallen, dazu 269 kaiserliche Soldaten. Rechnen wir diese ab, so sind 1200 Bürger und Bauern umgekommen. Die Zahl ist noch immer groß genug. Doch“ — (S. 315.)

Ja Klopp hat auch hier noch ein „doch“ für seinen Helden; und mit diesem doch sagt er, daß „die Zahl von 1200 Leichen nicht hinreiche, um von einer Vernichtung der ganzen Bevölkerung

zu reden", daß im folgenden Jahre noch ein Bürgermeister von Münden in der Landschaft Calenberg gesessen, und vier Jahre später die Stadt mit dem Landgrafen von Hessen über das Stapelrecht gestritten. „Mithin bestand die Stadt fort."

Und also? fragen wir. Ist das Blutwerk nicht groß genug, um Tillys Name mit dem Schauer zu nennen, der ihm selbst nach der Rettung Klopps immerhin noch gebührt, wenn wir außer tausend andern Blutspuren im deutschen Lande an Höchst und Münden denken, und an Magdeburg, wo neben ihm Pappenheim die Rolle spielen mußte, die in Höchst Eynatten, in Münden Fürstenberg gespielt hatten, als sie riefen: „Haut die rebellischen Hunde Alle nieder!"

7.

Wenn ein Vertheidiger den Angeklagten, dessen Rechtfertigung er übernommen, zum Gegenstande einer überschwenglichen Lobrede erhebt, so wird er damit seinem Schutzbefohlenen eher schaden als nützen. Soll aber die Anklage ungerechter Weise auf Andere abgeladen, Anderen zugeschoben werden, so empört das Gerechtigkeitsgefühl des unparteiischen Richters sich hiergegen nur um so mehr, je weniger es dem Panegyriker gelingt, seinen Schützling von den auf ihn lastenden Thatsachen rein zu waschen.

Die „Rettung" Tilly's, wie Onno Klopp dieselbe betreibt, ist jedes gesunde Urtheil und alle Gerechtigkeit verletzend von der ersten bis zur letzten Zeile; aber man könnte sie verzeihen, bei Seite liegen lassen, wenn sie nicht in die absichtliche Besudelung und Verläumdung Gustav Adolfs ausliefe. Gustav Adolf ist in der Geschichte eine der schönsten Erscheinungen, und wir freuen uns, daß es auch Onno Klopp nicht gelungen ist, dies Ehrfurcht gebietende Bild in den Staub herabzuziehen.

Er selbst hat ja den „Prüfstein" hingestellt, an dem sich das Gold bewähren oder seine Haltlosigkeit zeigen muß. Folgen wir auch hier Onno Klopp Schritt für Schritt auf der Bahn, in die er uns hineinruft. „Die Zerstörung Magdeburgs," an welcher die Verläumdung des Schweden gegen Tilly ihren Höhepunkt erreichte, ist der Prüfstein für dieselbe. Es bleibt da keine Wahl. Der Eine hat es gethan oder der Andere. Und von diesem Punkte aus muß

das Ganze klar werden, von diesem Punkte aus muß man sich entscheiden: entweder für Tilly oder für Gustav Adolf. Ein drittes in dieser Frage giebt es nicht."

So schließt Onno Klopp sein Werk über Tilly. An den Thatsachen, die Onno Klopp selbst anführt, wird sich auch hier die Unhaltbarkeit der Schlüsse, die er daraus zieht, von selbst herausstellen; es wird sich zeigen, wo die Verleumdung haust, wenn sie auf die Thatsachen, die über die Zerstörung von Magdeburg auf die Nachwelt gekommen sind, gefußt, Tilly von aller Schuld an dieser Zerstörung freisprechen zu dürfen wähnt, und dagegen Gustav Adolf, „diesen Barbar des Nordens", der nach einer andern Stelle in Klopps Werk (II. S. 389) „in geistiger und körperlicher Beziehung vor allen Männern hervorragte" zum „kaltblütigen, fast übermenschlich treulosen Mörder und Vernichter von Magdeburg" zu stempeln sucht. Auch wir sagen, wie Onno Klopp: „Nicht Mitleid, nicht Nachsicht fordert von uns der zürnende Schatten. Man könnte es ihm verweigern. Er fordert sein Recht. Es muß ihm werden."

Wir schildern die Eroberung Magdeburgs mit den von Onno Klopp selbst angeführten Thatsachen, indem wir diese, und nur diese, einfach und ohne alle Zuthat persönlicher Bemerkungen hinstellen.

8.

Magdeburg hatte sich durch die Vertheidigung der Reformation gegen die Bestrebungen Kaiser Karls V. den Namen der „Kanzlei Gottes" und zugleich den Ruhm gewonnen, den Siegeslauf des Kaisers gegen die Reformation aufgehalten zu haben. In Folge dessen war das Erzbisthum Magdeburg nicht nur in der Mehrzahl seiner Bewohner, sondern auch das Stift selbst protestantisch geworden. Die Domherren wählten Protestanten zu Administratoren des Erzbisthums, und insbesondere 1608 den Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg, als Nachfolger seines Vaters des Kurfürsten Joachim Friedrich, der das Erzstift bis zu seinem Tode verwaltet hatte.

Während des ersten Theiles des dreißigjährigen Krieges, während der Kämpfe in Böhmen und der Pfalz blieben sowohl der Rath der Stadt Magdeburg als der Administrator des Stiftes, Christian Wilhelm von Brandenburg, neutral. Nachdem aber Oesterreich und

die katholische Liga in Böhmen gesiegt hatten, verweigerte Kaiser Ferdinand dem Administrator die Bestätigung und trieb diesen so aus seiner Neutralität heraus, naturgemäß in das Lager der Gegner des Kaisers und seiner Bestrebungen hinein, was dann dem Kaiser Ferdinand bald auch Gelegenheit gab, ihn in die Acht zu thun.

Der Rath der Stadt ließ sich auch dadurch nicht aus seiner Stellung verdrängen; er blieb vor wie nach neutral, oder, wenn man will, dem Kaiser treu, indem er den Bestrebungen der Gegner desselben, an deren Spitze damals der König Christian IV. von Dänemark stand, jede Unterstützung versagte.

Das aber verhinderte nicht, daß Wallenstein im October 1625 das Erzstift Magdeburg im Namen des Kaisers mit seinen Schaaren überzog. „Mit dem Tage seines Einzuges begann für das reiche und fruchtbare Land die lange Kette namenloser Leiden. Wallenstein war nicht feindlich gekommen. Welchen Grund auch hätte er dazu gehabt, wo das Land dem Kaiser treu ergeben war? Wallenstein hat überhaupt mit Ausnahme von Jütland während seines ersten Generalats kein Land betreten, das er nicht als kaiserlich getreu und deutsch befunden hätte. Das indessen war kein Hemmniß seiner Habgier. Es ist ein schauerliches Bild, welches uns der Magistrat von Magdeburg 1629 von der ungezügelten Gier der Wallensteinschen Offiziere und ihrer Schaaren entwirft. Die unglücklichen Bürger und Bauern dieses Landes arbeiteten fortan nicht mehr für sich selbst. Sie bauten die Aecker nicht mehr für ihre Familien, ihre Weiber, ihre Kinder, sondern für die Contributionen. Es war das entsetzlichste Wort, welches den Wohlstand des Landes zerfraß, die Dörfer, die Städte entvölkerte, die Menschen zum Selbstmorde oder hinaus in das Bettlerelend trieb. Nicht die Früchte des Baumes wurden gepflückt, sondern der Baum ward umgehauen um seiner Früchte willen, und häufig noch die Wurzeln dazu umgewühlt, daß ihnen auch die Kraft des Wiederausschlagens verging. Wie Wallenstein die Obrigkeiten größerer Städte einsperrte bei Wasser und Brod, ihnen persönlich neue Geldstrafen zudictirte, wenn sie beim Kaiser um Nachlaß der ungeheueren Forderungen baten; so verfuhr jeder Offizier in seinem Kreise im Kleinen. Schon anderthalb Jahr nach dem Einrücken Wallensteins in das Erzstift fand man zu Neuhaldensleben die Hälfte der Häuser

leer und verlassen. Unter solchen Umständen war an Handel und Verkehr kaum zu denken.“ (II. S. 185.) „Wallensteins Offiziere trieben Handel, wie er selbst. Sie kauften die Wolle auf, und versandten sie. Sie ließen Bier brauen und verschickten es. Wallenstein wußte genau die Marktpreise, wo das Korn am höchsten zu verwerthen war. Nach solchen Orten ließ er durch seine Obersten das Getreide in großen Quantitäten senden. Es liegt nahe, daß ein Feldherr, der an der Spitze seiner Truppen Handelsgeschäfte treibt, nicht blos den Vorwurf einer ungeziemenden Gewinnsucht auf sich ladet, sondern auch den Verdacht erweckt, ob die Art und Weise, wie er in den Besitz des zu verkaufenden Getreides gekommen, immer und überall auf dem freien Vertrage des Käufers beruht.“ (II. S. 190.)

Trotz alledem blieb der Magistrat der Stadt Magdeburg fest in seiner Treue an Kaiser und Reich, neutral gegenüber den Fürsten des sächsischen Kreises und dem Könige von Dänemark. Diese traten gegen die Fortschritte des Kaisers und der Liga in die Schranken. In Folge des Sieges der Liga und des Kaisers in Böhmen und der Pfalz, in Folge der Uebertragung der protestantischen Kurstimme von der Pfalz auf das katholische Bayern, in Folge der Entwaffnung, die von der protestantischen Union ertrotzt wurde, während die Liga und der Kaiser ihre Heere vermehrten, glaubten sie ihre Stellung als protestantische Stände des Reiches bedroht, und vereinigten sich und waffneten zur gemeinsamen Vertheidigung. Johann Ernst, Herzog von Weimar und der Administrator Christian Wilhelm von Magdeburg an der Spitze einer Heeresabtheilung der sächsisch-dänischen Söldner forderten Magdeburg vergebens auf, sich anzuschließen und sie in die Stadt einzulassen; sie mußten sich mit einem Faß Wein, das der Magistrat ihnen vor das Thor schickte, begnügen. Der Magistrat sah zu, daß Christian Wilhelm, nachdem ihn der Kaiser in die Acht erklärt, vom Domstift als Administrator entsetzt und August, Sohn des Kurfürsten von Sachsen, an seiner Statt gewählt wurde. Und als der Befehlshaber der städtischen Truppen, Oberstlieutenant Schneidewind angeklagt wurde, im Sommer 1626 „thätigen Antheil an dem Plane gehabt zu haben, dänische Truppen in die Stadt einzulassen“ (II. S. 187), wurde dieser auf Andringen des kaiserlichen Obersten Aldringer erst auf dem Rathhause und später

in einem Wirthshause der Stadt, zur goldenen Krone genannt, in Haft gehalten.

„Die blühenden Vorstädte Sudenburg und Neustadt, die unter der Gerichtsbarkeit des Erzbischofes und Administrators standen, waren der Altstadt Magdeburg längst ein Dorn im Auge. Der Rath hatte schon 1625 beim ersten Einrücken Wallensteins in das Stift über den Abbruch derselben unterhandelt. Er hatte mehr gethan, er hatte sofort die Hand ans Werk gelegt. Im ersten Anlaufe wurden 66 Häuser zerstört. 1627 fand man dafür eine noch bessere Form. Wallenstein gestattete dem Rath, die Festungswerke der Stadt um 1000 Schritte hinaus zu legen, und Alles, was dabei im Wege sei, zu zerstören. 'Magdeburg sollte ihm dafür 133,000 Thaler bezahlen. Es wurden niedergerissen das Rathhaus der Neustadt, eine Reihe anderer Gebäude und 500 Wohnhäuser. Der Rath schrieb zur Abtragung der Summe an Wallenstein den zehnten Pfenning aus. Die Bürgerschaft bewieß sich säumig und ungehorsam; sie wollte diesen verhaßten Wallensteinern Nichts zahlen. Statt der Hälfte kam beim ersten Termin nur etwa der achte Theil des Geldes ein. Die Wallensteinschen Heerführer drohten. Das wirkte etwas, aber noch lange zog sich diese Abzahlung hin." (II. S. 188. 189.) — Unmittelbar nachher „schon im Laufe des Jahres 1628 wurden einige Klöster im Erzstift Magdeburg wieder mit Mönchen und Nonnen besetzt, während gleichzeitig Kornpachten, Zehnten und Zinsen aus der Umgegend von Magdeburg ausblieben. Dies traf namentlich die (protestantischen) Kirchen, die Schulen, die Geistlichen in Magdeburg. Etwa erledigte Stellen konnten nicht wieder besetzt werden." (II. S. 189.)

Jetzt endlich forderte Wallenstein, im Januar 1629, daß die Stadt ein Wallensteinsches Regiment als Besatzung aufnehmen solle. Was er damit beabsichtigte, ist nicht zweifelhaft, denn „in denselben Tagen, als er der Stadt diese Zumuthung machte, meldete er dem Kaiser sein Gutachten: das beste Verfahren in Betreff der Stifter Magdeburg und Halberstadt sei, nach dem Rechte des Krieges sie zu ergreifen, zu behalten und dem Erzherzoge Leopold (dem Sohne des Kaisers), zu übertragen." (II. S. 190.) Die Besetzung der Stadt durch ein Wallensteinsches Regiment aber wagte selbst der Rath, der bisher mit dem kaiserlichen Feldherrn stets einverstanden war, nicht

zuzugestehen. Dagegen versuchte er Wallenstein durch eine Geldsumme zu beruhigen. Wallensteins Handlanger, Aldringer, forderte 100,000, dann 50,000 Rthlr.; der Rath bot nur 10,000. „Das war zu wenig.“

So wurde die Blokade der Stadt, die nach der Weigerung, kaiserliche Besatzung einzunehmen, begonnen hatte, verschärft. „Die Geduld des mißhandelten Volkes riß. Am 8. und 9. Mai stürmten Haufen vom Volk bei Tausenden zu Roß und Fuß aus der Stadt hervor. Mit dem Geschrei: „„Schlagt die kaiserlichen Schelme todt,““ warfen sie sich auf einige Haufen derselben und erlegten sie. Der Rath selbst war in Lebensgefahr. Er schickte am andern Tage zu dem Obersten Becker hinaus und bat um Entschuldigung: er habe es nicht hindern können!“ (II. S. 191.) Wallenstein aber schrieb an seinen Genossen Colalto: „Der Aufstand erfreut mich von Herzen, denn nun habe ich eine rechtmäßige Ursache, sie zu blokiren.“ „Nicht blos Magdeburg soll getroffen werden, sondern der ganze Hansebund. Sie sind des Reiches Holländer — sagt Wallenstein.“ (II. S. 191.)

Die verschärfte Blokade machte das Volk in Magdeburg nur ungeduldiger. „Der Aufstand, den Wallenstein durch seine Blokade herausgefordert, brach wiederholt wild hervor. Der Pöbel warf sich auf die restituirten Klöster in der Stadt, U. L. Frauen und St. Agneten. Mit Mühe schützte der Rath die Bewohner.“ Wallenstein aber konnte fünf Tage später berichten: „Die Magdeburger kriechen zu Kreuz, schieben das begangene Bubenstück auf den Pöbel. Wir aber wollen uns des Orts versichern, auf daß es nicht mehr geschieht.“ (II. S. 192.) Der Kaiser seinerseits erließ am 28. Juni „ein scharfes Schreiben an die Stadt, denn die Schritte derselben deuten auf offene Rebellion, Aufruhr und Meuterei. Diese Vorwürfe trafen weniger den Rath, dem der Kaiser sogar Lob zusprach wegen des Schutzes der Klöster. Die Antwort des Rathes seinerseits war wieder so gehalten, daß der Oberst Becker sich damit zufrieden erklärte, und meinte: in Folge dessen werde der Kaiser sofort die Blokade aufheben lassen. Thatsächlich aber versagte er dem Boten, der die Antwort nach Wien bringen sollte, den hierzu nöthigen Paß.“ (II. S. 192.)

Aus den angeführten Ereignissen geht hervor: daß sich Rath und

Bürgerschaft nach verschiedenen Seiten hinneigten; der Rath kaiserlich „dachte und handelte, neutral zu sein vorgab, mit Wallenstein die reichen volksthümlichen Neustädte zerstörte, dafür Wallenstein bezahlte; die katholischen Klöster wieder herstellte, die protestantischen Schulen, Kirchen und Priester vernachlässigte, die erledigten Stellen nicht wieder besetzte." Der Rath bestand in Magdeburg wie in den meisten Städten des Hansebundes aus einer Patricieraristokratie, deren Angehörige wie in dieser Zeit überhaupt „die Angehörigen der besser gestellten Lebensstände sehr häufig unkirchlich waren." (II. S. 188.) Ueberdies „darf man keineswegs geneigt sein, dem Magistrate von Magdeburg, den angesehensten Familien, die dort an der Spitze des bürgerlichen Gemeinwesens standen, eine hohe sittliche Haltung zuzusprechen." (II. S. 183.) Sie hatten durch das „Kipper- und Wippermesen", d. h. durch gesetzliche Falschmünzerei es 1622 dahin gebracht, „daß ein Thaler vollwichtigen Geldes gleich zehn Thaler des geprägten Kleingeldes stand." „Viele deutsche Obrigkeiten betheiligten sich an dem ehrlosen Gewinn. Daher entstand eine Reihe von Volkstumulten. In Magdeburg führte die Erbitterung des Volkes zum bewaffneten Aufstande, zu Kampf und Blutvergießen. Die Sache ward beigelegt; aber das Mißtrauen der untern Stände gegen den Rath blieb." (II. S. 183.)

Dies Benehmen des Raths den Bestrebungen der Liga und Kaiser Ferdinands gegenüber, die Neutralität, die zum Nachtheile der protestantischen Kirche in Magdeburg führte, weil sie stets zu allen Zugeständnissen gegen Wallenstein bereit war, hatte die Bürgerschaft dem Rathe so entfremdet, daß endlich selbst der Bund der Hansa, der sonst stets auf Seite der aristokratischen Patriciermagistrate stand, sich gezwungen sah, der Bürgerschaft gegen den Rath beizustehen. Am 10/20. Juli 1629 traf eine Gesandtschaft der Hansestädte in Magdeburg ein. Dieselbe bewog den Rath zur Gewährung einer Wahl von achtzehn Vertretern der Bürgerschaft nach den achtzehn Vierteln, die während der Dauer der Belagerung im Namen der Bürgerschaft an den Berathungen des Magistrats Theil nehmen sollten und den Namen Plenipotenzer führten.

Mit dieser Reform, die gegen Ende August 1629 durchgeführt war, schwand wohl die letzte Hoffnung für Wallenstein, die stark be-

festigte und jetzt auch wohlbewachte Stadt mit Gewalt wegzunehmen. Einer der Rathsherren Magdeburgs, der im kaiserlichen Hauptquartier weilte, Johann Alemann, erbot sich zur Unterhandlung. „Dem Rath war es willkommen, die Bürgerschaft widersetzte sich zuerst der Abreise der Deputirten.“ Zuletzt gestattete sie dennoch die Unterhandlungen, die dann gegen Ende September zu Halberstadt, wo Wallenstein weilte, nachdem die Stadt 10,000 Thlr. als Ersatz für weggenommene Getreideschiffe dem geldgierigen Feldherrn zugestanden hatte, zum Frieden führten. Die Sperre ward geöffnet. Der freie Verkehr ward hergestellt. Es waren auf Seiten der Belagerer 2000, auf Seiten der Bürger 136 Mann umgekommen. (II. S. 195.)

Trotz des Friedens „durfte der Magistrat nicht wagen die Plenipotenzer, welche nur für die Zeit der Belagerung gewählt waren, wieder abzuschaffen.“ (II. 196.) Der innere Zwiespalt zwischen Rath und Gemeinde bestand vor wie nach. „Noch vor Ende des Jahres 1629 übertrug das Directorium der Hansa den Städten Lübeck, Hamburg, Bremen, Braunschweig und Hildesheim die Ausgleichung der innern Zwistigkeiten zu Magdeburg.“ Diese hansischen Deputirten sollten nach ihren Instructionen „den bisherigen Rath über die Klagen gegen ihn vernehmen, die Klagenden zum Frieden ermahnen, der Obrigkeit Beistand leisten, wie es das Bündniß der Hansa erfordere.“ (II. 197.) In Magdeburg aber kamen die Deputirten zu dem Entschlusse: „dem Volkswillen nachzugeben, die Stadtverfassung zu verändern, einen neuen Rath wählen zu lassen mit beschränkter Zahl der Mitglieder.“ (II. 197.) Zuerst wurde gemäß der neuen Verfassung aus jedem der achtzehn Bezirke der Stadt je ein Körherr erwählt. Diese achtzehn sollten den Rath kören. Er sollte aus vier und zwanzig Personen bestehen und lebenslänglich sein. Nur zwei Mitglieder des alten Raths wurden wieder gewählt. Der alte Rath hatte gegen das ganze Verfahren protestirt, und der abgehende Bürgermeister Dauth erklärte offen: „die Gewählten halte ich für nicht tüchtig. Es sind hier graue Häupter von Verdienst um die Stadt übergangen; dagegen hat man junge Leute gewählt, ohne Erfahrung, einander verschwägert. Dadurch wird der alte Rath im ganzen Reiche wider den Beschluß der Hansa zu Lübeck, wider die Zusage der Abgeordneten beschimpft und in Unglück gebracht.“

(II. 197. 198. 199.) Die hansischen Abgeordneten aber vollzogen die Reform trotz des Widerspruches, „legten dem neuen Rath einen sehr schweren Eid vor, den Einer nach dem Andern knieend leisten mußte. Der Lübecker Syndikus ermahnte sie zum Frieden und zur Einigkeit."

Das war das Endergebniß der Belagerung Magdeburgs durch Wallenstein.

9.

Ehe wir zur Belagerung Magdeburgs durch Tilly schreiten, wollen wir hier einen kleinen Halt machen, um zu sehen, welche Stellung Onno Klopp zu diesen von ihm geschilderten Thatsachen nimmt. Es geht aus denselben klar wie das Tageslicht hervor, daß der Rath das volle Mißtrauen der Gemeinde verdient hatte, und daß die hansischen Abgeordneten Recht thaten, wenn sie in Magdeburg nach Einsicht der Lage der Dinge der Gemeinde halfen, den alten Rath zu beseitigen. Die Anhänger des alten Raths suchten dann natürlich, wie dies in ähnlichen Fällen stets geschieht, diese ganze Reform als ein Ergebniß der Ränke von ein paar Ehrgeizigen, der rohen Herrschsucht des Pöbels darzustellen.

Onno Klopp, der durch die obigen Thatsachen die Gemeinde in ihrem Benehmen gegen den Rath rechtfertigt, macht in seinen persönlichen Bemerkungen und Schlüssen Kehrt gegen seine eigne thatsächliche Schilderung; er stellt sich auf die Seite des Raths und seiner Vertheidiger, auf die Seite der Ankläger und giftigen Verläumder der Gemeinde. Das ist nun so seine Art und Geschmackssache; — wir dürfen ihm deswegen nicht gar zu böse sein, da er wenigstens die Thatsachen nicht fälscht, sondern nur den vergeblichen Versuch macht, sie mit seinen persönlichen Ansichten zu decken, zu übertünchen, in ein falsches Licht zu stellen.

So ist denn nach seiner Ansicht nicht das Unrecht des Raths, der in einer kirchlich eifrigen Bürgerschaft unkirchlich ist, der falsches Geld schlägt, reiche Vorstädte niederbrennt, die Wiederherstellung der Mönchs- und Nonnenklöster gestattet, und dagegen die protestantischen Kirchen und Schulen zu Grunde gehen läßt, der die Stadt an Wallenstein verkauft, und auf dem Punkte steht, „zu Kreuz zu kriechen" d. h. sie ihm zu überliefern, die Ursache, daß die Bürgerschaft seiner über-

drüssig wird. Daran sind die „Dingebankbrüder“ und die protestantischen Geistlichen allein Schuld. Diese Dingebankbrüder waren nach der Schilderung der Freunde des alten Rathes, denen sich Onno Klopp anschließt, „eine sonderliche Gesellschaft, die zu einem Wein- und Bierhause aus- und zum andern einzugehen pflegte. Dort trug man zusammen, was in den Angelegenheiten der Stadt und des Rathes vorfiel, bekrittelte und tadelte es, deutete Alles zum Aergsten aus, und brachte es also unter die Bürgerschaft. Die Mitglieder dieser Gesellschaft selbst beflissen sich der Pracht und der Hoffarth, des Saufens, Spielens und Schandirens. Ihr Hauptquartier war in der Rathsschenke der Vorstadt Sudenburg, Dingebank genannt, und daher hieß der gemeine Mann diese Gesellschaft die Brüder von der Dingebank.“ (II. S. 187.) Diese waren nun an Allem Schuld; ziemlich sicher aber auch daran mit Schuld, daß der Rath Wallenstein für 133,000 Rthlr. das Recht oder besser das schauerliche und himmelschreiende Unrecht abkaufte, die Vorstädte niederzureißen.

Doch Onno Klopp, in blindem Parteihasse die Parteiverläumdungen der Zeit gegen die Thatsachen, die er selbst anführen muß, aufrechthaltend und überbietend behauptet, daß die eifrigen protestantischen Geistlichen, der Dr. theol. Gilbert, Kramer, Kotzebue und Andere sich diesen Sauf- und Schandbrüdern angeschlossen und mit ihnen zusammen aus Herrsch- und Habsucht den alten Rath bekämpft und zu beseitigen gesucht hätten. Es ist nicht nöthig, weiter die Verkehrtheit eines solchen Standpunktes zu beweisen. Die Thatsachen, die Onno Klopp selbst anführen muß, bekunden klar wie der Tag, daß er bei der Würdigung derselben mit Blindheit, der Blindheit einer vollkommen verrannten Leidenschaft und Parteigehässigkeit, geschlagen ist.

10.

Es lag in der Natur der Dinge, daß, nachdem Wallenstein abgewiesen und der alte Rath durch einen volksthümlicheren ersetzt war, der Administrator Christian Wilhelm versuchte, wieder zu seiner Stellung in Magdeburg zu gelangen. Aber auch der neue Rath war „conservativ“ gesinnt, (II. 203) und so lehnte er jede Theilnahme an den Bestrebungen der Freunde des Administrators ab; indem er beschloß die Sache der Hansa vorzulegen, wußten die Freunde des

Administrators zum Voraus, daß sie hier nicht viel zu hoffen hatten, und so standen sie selbst ab von der Betreibung der Rückberufung des Administrators bei der Hansa.

Unterdeß aber war auch das Restitutionsedict im März 1629 erschienen. Vierzehn norddeutsche protestantische Erzbisthümer, Bisthümer und zahllose Stifter, Klöster und Kirchengüter wurden durch dasselbe der katholischen Geistlichkeit wieder zugesprochen. Indem Kaiser Ferdinand sich mit diesem Restitutionsedict scheinbar auf den „Rechtsboden" des Religionsfriedens von 1555 und des Passauer Vertrages von 1552 stellte, suchte er thatsächlich die Fortschritte, welche der Protestantismus während achtzig Jahren gemacht hatte, mit einem Schlage ungeschehen zu machen. Durch das Restitutionsedict, das Kaiser Ferdinand ohne Reichstag und Reichsgericht auf eigne Faust erließ, wurde ein Drittheil des protestantisch gewordenen Deutschlands wieder in die Hand der katholischen Geistlichkeit gegeben, die dann nach dem „Rechtsboden" desselben Religionsfriedens von 1555 durch den Grundsatz cujus regio ejus religio Millionen von Protestanten wieder zum Katholicismus „gesetzlich" zu zwingen berechtigt war. Nichts desto weniger war nach Onno Klopp der Krieg, der endlich zu diesem Restitutionsedict geführt hatte, „kein Religionskrieg."

„Magdeburg gehörte zu dem Bezirke, den der Kaiser dem Bischof Franz Wilhelm von Osnabrück und den Gehülfen desselben zur Restitution überwies. Wir finden die Commission, die sich einige rechtsgelehrte Mitglieder beigeordnet, am 23. November 1629 in Halberstadt in Berathung über Magdeburg. Wallenstein hatte von jeglichem Versuche (gegen Magdeburg) abgemahnt. Der Grund liegt nahe. Wenn ein energischer Widerstand erfolgte, so wäre Wallenstein die Aufgabe zugefallen, denselben zu brechen. Seine jüngste Erfahrung mahnte ihn, daß dies schwierig sei." Die Commissare bedachten, „daß die Stadt sich bereits einen Namen gemacht, und sich nicht schrecken lasse." (II. 206.)

„Man sieht, Magdeburg hatte Nichts zu befürchten" versichert hier Onno Klopp (II. 206) und fährt dann grade sechs Linien weiter unten auf derselben Seite fort und erzählt: „Vier Monate nach jener Berathung der Commission in Halberstadt, im

April 1630, schickte der Kaiser zwei Bevollmächtigte in das Erzstift, um dort die Huldigung für seinen Sohn Leopold Wilhelm" — denselben, von dem Wallenstein sprach, als er seinem Kaiser rieth, das Erzstift ohne Umstände als Kriegsbeute wegzunehmen und seinem Sohne zu übergeben, und den seither der Kaiser, nachdem er die Wahl des sächsischen Prinzen August für nichtig erklärt, zum Administrator des Stifts ernannt hatte — „in Empfang nehmen zu lassen Es waren der Freiherr von Metternich als Administrator von Halberstadt und der Reichshofrath Hämmerle. Auch der Rath von Magdeburg ward vorgeladen. Er schickte zwei Deputirte. Die kaiserlichen Commissare sprachen denselben die Erwartung aus, daß der Rath von Magdeburg die katholischen Domherren bei der Besitznahme ihrer Curien unterstützen und gegen den Pöbel in Schutz nehmen werde. Der Rath wich aus. Der Reichshofrath Hämmerle aber ließ heimlich in der Nacht vom 6. Juli an die Thüren des Doms und der Curien ein offenes Mandat anschlagen, welches den protestantischen Domherren auferlegte, binnen acht Tagen ihre Pfründen abzutreten und alle Documente und Urkunden in die Hände des Probstes zum Kloster U. L. Frauen in Magdeburg abzuliefern." (II. 206.)

Nun wußten die Protestanten in Magdeburg und dem ganzen Erzbisthum, „was sie zu befürchten hatten," d. h. die Herausgabe des Stifts an einen katholischen Erzbischof und, sobald als thunlich, Zwangkatholisirung nach dem Grundsatze cujus regio ejus religio.

11.

Fast gleichzeitig landete Gustav Adolf in Pommern.

Es lag in der Natur der Dinge, daß Christian Wilhelm sich Gustav Adolf anschloß und dann in Magdeburg eine bessere Aufnahme als vorher zu erwarten hatte. Wirklich ging er drei Wochen nach jenem Anschlage Hämmerle's persönlich dorthin, wo es ihm und seinen Freunden, auf die eifrig protestantische und Gustav Adolf freundlich gesinnte Bürgerschaft (II. 211.212) gestützt, endlich gelang, auch den „conservativ" — wie Onno Klopp sich ausdrückt, — d. h. nicht zu gewagten Schritten geneigten, dem Kaiser und seinen Bestrebungen kaum feindlich gesinnten Rath zu veranlassen, mit Gustav Adolf und auch mit Christian Wilhelm ein Bündniß einzugehen. Gustav Adolf

versprach in dem Vertrage, den er mit Magdeburg schloß, die Stadt, „wenn sie seinetwegen angegriffen werde, auf seine Kosten zu schützen und in keiner Noth zu verlassen;“ die Stadt dagegen „verpflichtete sich dem Könige, seine Offiziere und Beamte in ihre Mauern aufzunehmen, nicht sein Heer. Dieses soll aufs Land verlegt werden, oder ein Feldlager beziehen. Nur 500 Mann will die Stadt einnehmen, doch müssen sie auf Kosten des Königs und des Markgrafen-Administrators verpflegt werden.“ (II. 215.) Gustav Adolf aber war vorerst nicht in der Lage, der Stadt auch nur so viel Truppen zu senden, und mußte sich darauf beschränken, ihr in seinem Obersten Falkenberg, einem geborenen Hessen, wenigstens einen kriegserfahrenen, klugen und tapfern Führer zu senden. Ende November 1630 traf dieser in Magdeburg ein. Am 14. September war auch der Vertrag zwischen dem Administrator und der Stadt auf gegenseitige Unterstützung abgeschlossen. An demselben Tage hatte der Kaiser eine Abmahnung an die Stadt erlassen, „sich des Markgrafen nicht mehr anzunehmen, sondern denselben als Reichsfeind aus der Stadt zu schaffen.“ Der Rath antwortete dem Kaiser zögernd und ausweichend, worauf dann Tilly den Auftrag erhielt, Magdeburg mit Gewalt zu zwingen, dem Bündnisse mit Gustav Adolf und dem Administrator Christian Wilhelm zu entsagen, und Pappenheim bereits gegen Ende des Jahres 1630 mit 6000 Mann im Stift Magdeburg und zu Anfang des Jahres 1631 vor der Stadt erschien.

Der Oberst Falkenberg hatte unterdessen 800 Mann Soldtruppen geworben, die anfangs in den Vorstädten, so weit diese noch vorhanden waren, lagen, bei der heranrückenden drohenden Gefahr aber in die Stadt aufgenommen wurden. Von Bürgern unterstützt machte Falkenberg im Anfang des Jahres 1631 mit diesen einen Zug in die Umgegend von Magdeburg, auf dem er 2000 Schweine in die Stadt trieb. Sodann befestigte er die Stadt durch neue Schanzen „Trutztilly, Trutzpappenheim“ u. s. f. genannt. Als aber Tilly gegen Ende März mit seiner ganzen Heeresmacht, 7000 Reitern und 23,000 Fußgängern, vor Magdeburg erschien, fielen diese leicht angelegten, nur halbfertigen neuen Außenwerke nach und nach alle in die Hände der Feinde. Am 19/29. April war nur noch das wichtigste Außenwerk, die Zollschanze, der Brückenkopf auf der rechten Seite der Elbe

übrig. Auch die Nebenwerke der Zollschanze selbst waren bis dahin meist gefallen. Der Sturm auf die Zollschanze selbst sollte am 18/28. April stattfinden, aber „die Ungunst der Witterung stand entgegen; Tilly verschob den Sturm auf die Frühe des nächsten Morgens. Es war nicht mehr nöthig."

„Desselben Abends um 11 Uhr am 19/29. April berief der schwedische Hofmarschall (!) Falkenberg den Rath von Magdeburg. Der Schwede[1]) „sprach diesen Bürgern seine Ansicht aus, daß es rathsam sei, die Zollschanze Preis zu geben." Um der Zollschanze mehr Festigkeit zu verschaffen, hatte Falkenberg eine neue Umwallung von drei ganzen und zwei halben Bollwerken abstecken lassen und den Rath ersucht, daß die Bürgerschaft dies Werk zu bauen auf sich nehme. Es war damit der Anfang gemacht; weit gediehen konnte es nach den Umständen nicht sein. Nun waren die Kaiserlichen bis in den Graben dieser neuen Anlagen gekommen. Danach schien es Falkenberg nicht möglich, diese neue Anlage noch zu halten. Wenn aber dies Werk verlassen werden müsse, so gebe es den Gegnern eine bequeme Brustwehr und einen großen Vortheil zur Gewinnung der Zollschanze selbst. Deshalb erachte er für rathsam, nicht allein dies neu aufgeworfene Werk vor der Zollschanze, sondern auch die Zollschanze zugleich aufzugeben, und das Kriegsvolk an andere Posten zu desto besserer Verwahrung der Stadt zu vertheilen." (II. 232.) Er berief sich auch darauf, daß 1550 bei der Belagerung durch Kurfürst Moritz die Zollschanze ebenfalls ohne Nachtheil für die Stadt geräumt worden sei. (II. 233.)

Am andern Tage nahm Tilly die Zollschanze ohne Schwerdtstreich, und konnte dann sein ganzes Heer auf der linken Seite der Elbe zur Belagerung der Stadt selbst verwenden. Auch hier ließ Falkenberg die Reste der Vorstädte Sudenburg und Neustadt zur besseren Vertheidigung der Stadt selbst niederbrennen. In der Neustadt sträubten sich die Einwohner, und endlich „kam rasch Pappenheim herzu und jagte die Brandstifter fort. Das Werk war hier noch viel weniger gelungen als in der Sudenburg. Es blieb von den großen Häusern, Kirchen und andern Gebäuden an Wänden, Mauern

1) Der ein Hesse war, nebenbei gesagt.

und andern Dingen so viel stehen, daß sich die kaiserlichen Soldaten sofort dabei erhalten, sich dahinter verschanzen und Batterien bauen konnten. Dort begann Pappenheim sogleich seine Laufgräben auszuwühlen, nun unmittelbar gegen die Sadt. Die Keller der einstigen Neustadt erleichterten die Arbeit, die bald sich nahe heran, bis unter die Kanonen vorwärts schob." (II. 235.)

Jetzt, am 24. April (4. Mai) ließ Tilly drei mahnende Briefe an den Rath, den Markgrafen Christian Wilhelm und an Falkenberg abgehen. „Tilly droht nie" sagt Onno Klopp und führt dann drei Zeilen weiter die Worte Tillys an den Rath an: „Die Sache steht so, daß es in meiner Hand ist, Euch mit Allem noch Uebrigen, mit Weib und Kindern zu verderben." Ihr werdet es nicht zum Aeußersten kommen lassen, welches für Euch, Eure Weiber, Eure Kinder, für Hab und Güter das höchste Unglück heraufführen würde. Das wäre mir selbst herzlich leid" setzte Tilly in seiner „Menschenfreundlichkeit" hinzu. An Falkenberg schrieb Tilly, der nie drohte: „Das Unglück und Verderben ist vor der Thür." Auch hier setzt er hinzu, „daß er an solchem Unglück kein Belieben und Gefallen trage," daß es „nicht christlich, noch billig, viel weniger vor dem Allmächtigen verantwortlich ist, daß so viele unschuldigen Menschen mit Verlust Leibes und Gutes, auch aller zeitlichen Wohlfahrt in das äußerste Elend gestürzt, und die Soldaten des Königs nutzlos geopfert werden."

12.

„Die conservative Partei, die von Anfang an das Bündniß mit dem Schweden und dem Markgrafen mißbilligt hatte, wünschte eine friedliche Ausgleichung." Mit der steigenden Gefahr wuchs ihr Einfluß, den Falkenberg durch einen Brief Gustav Adolfs, welchen Tilly aufgefangen und der den Magdeburgern, als Tilly ihn an Pappenheim schickte, wieder in die Hände fiel, so wie durch einen zweiten Brief Gustav Adolfs, durch welchen dieser von Frankfurt a. O. aus den Magdeburgern Entsatz versprach, zu bekämpfen suchte. Zugleich feuerte die protestantische Geistlichkeit, der Pfarrer Dr. Gilbert vor allen Andern, mit Eifer von der Kanzel herab die Magdeburger an,

das Letzte zu wagen und zu opfern. So wurde beschlossen, die Uebergabe zu verweigern, die Vertheidigung von neuem zu ordnen und Falkenberg von neuem in dem Oberbefehle zu bestätigen.

Gleichzeitig aber beantworteten sowohl der Markgraf als der Rath die drohende Aufforderung Tillys dahin, daß sie geneigt seien, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Directoren des Leipziger Convents, sowie die Hansestädte um guten Rath anzugehen und sich „den Vorschlägen derselben nach Billigkeit zu bequemen." Der Rath forderte zu diesem Ende Paß und Rückpaß für seine Gesandten und sprach dazu die Erwartung aus, daß Tilly bis dahin seine Annäherung an die Stadt nicht fortsetzen werde. Falkenberg aber antwortete einfach: „er werde thun, was ihm sein Gewissen und sein ehrlicher Name gestatte." Tilly gestattete und schickte die Pässe und schrieb zugleich an den Rath: „Ich besorge jedoch, daß diese Abordnung und Berathung viele Zeit erfordern wird. Nun sind die Dinge dahin gekommen, daß sie keinen langen Verzug mehr leiden. Deshalb ist es besser für Euch, wenn Ihr sofort einen Entschluß faßt. Ich stelle es Euch anheim; denn es handelt sich um Euer Heil und Euere Wohlfahrt. Die Gefahr, die aus solcher Verzögerung entstehen kann, habt Ihr Niemanden beizumessen als Euch selbst." (II. 244.)

Vielleicht war es dem Rath nur darum zu thun, Zeit zu gewinnen. Man hoffte auf baldigen Entsatz durch Gustav Adolf. Tillys Antwort zeigte, daß er trotz des Passes für die Gesandten in der Bedrängung der Stadt nicht einhalten werde.

Am 7/17. Mai, fünf Tage nach jenem Briefe Tillys, begann die allgemeine Beschießung der Stadt, die dann drei Tage hindurch ununterbrochen fortgesetzt wurde. Am zweiten Tage der Beschießung, 8/18. Mai, forderte Tilly die Stadt noch einmal auf, sich an die Gnade des Kaisers zu wenden. Der Rath beantragte seinerseits noch einmal Pässe für Gesandtschaften nach Berlin, Dresden und Lübeck, um hier die Vermittelung zu betreiben; Tilly schlug sie jetzt ab. Noch einmal droht er mit „Unglück und Verderben" für die Stadt (II. 253) und fordert sie abermals zur Unterwerfung auf. Der Rath hatte um so mehr Ursache diese Aufforderung zu beherzigen, als am zweiten Tage der allgemeinen Beschießung der Stadt sich herausstellte, daß der Pulvervorrath der Stadt auf die Neige ging. Während die

Kanonen Magdeburgs am ersten Tage der Beschießung mit denen Tillys wetteiferten, mußten sie am zweiten diesen allein das Wort lassen. Die beiden verordneten Schutzherren, zwei Mitglieder des Rathes, berichteten dem Bürgermeister, daß sie täglich 18—20 Tonnen Pulvers, jede Tonne zu einem Centner, ausgereicht. Nun seien nur noch fünf Tonnen, das ist fünf Centner vorhanden. Die Rathsherren fügten hinzu: man habe noch 250 Centner Salpeter, und fertige daraus täglich zwei Centner Pulver; das reiche indessen nicht hin. Auch der Vorrath an Lunten nehme sehr merklich ab. Der Bürgermeister beauftragte den Rathsherrn Otto Gerike, diesen Pulvermangel dem Kommandanten Falkenberg kund zu thun. Falkenberg entsetzte sich ob dem Gehörten und äußerte: es habe ihm längst so etwas geahnt; denn Niemand habe sich einreden lassen, noch das unzeitige Schießen mit dem groben Geschütz einstellen wollen. Demgemäß befiehlt Falkenberg, das Schießen mit dem groben Geschütz nachzulassen und trifft Anstalten, daß täglich mindestens fünf Centner Pulver bereitet werden können. Schon ehe diese Entdeckung gemacht wurde, hatte der Rath sich zur Capitulation hingeneigt und dieselbe berathen. Falkenberg bekämpfte sie nach wie vor. „Der Rath aber berief" — nachdem er am 8/18. Mai die letzte Aufforderung Tillys erhalten hatte, — „auf den nächsten Tag die Bürger in die Häuser der Viertelsherren zusammen. Sie sollten dort ihre Meinung kund geben, ob man Abgeordnete an Tilly schicken und mit demselben sich in Unterhandlung einlassen solle. Also geschah am Morgen des 9/19. Mai. Die Meinungen waren verschieden. Einige Viertel sprachen sich mit Mehrheit dafür aus, wieder andere wollten von keiner Capitulation etwas wissen." (II. 266.)

„Ein Stadtviertel schickte an demselben Abend eine Deputation an den Bürgermeister mit der Erklärung: sie wollten durchaus nicht mit Tilly tractiren, sondern lieber sich wehren bis auf den letzten Mann. In derselben Weise gaben die Prediger ihre Ansicht kund. Sie erschienen" — und zwar alle zwölf, die in Magdeburg waren — „an einem dieser letzten Tage zu Rathhause, unberufen, ungeladen. An ihrer Spitze stand Dr. Gilbert, er führte das Wort. Im Namen zugleich seiner Mitbrüder ermahnt er den Rath als die lieben Beicht- und Pfarrkinder zum festen Muth und zur Beständigkeit. Er ver-

tröstet sie, daß der allmächtige Gott in einer so gerechten Sache, die allein zur Erhaltung seiner Ehre und Lehre gemeint sei, die Stadt gewißlich schützen und beschirmen werde." (II. 266.)

Trotz dieser Mahnung aber behielt der Rath Tillys Trompeter, der die Aufforderung am 8/18. gebracht hatte, zurück. „Er harrte der Antwort. Bei der Stimmung des Rathes stand eine Capitulation in Aussicht." „Am Nachmittage des 9/19. Mai versammelte sich der Rath von Magdeburg, jedoch in geringer Anzahl." Der Rathsherr Gerike berichtete, daß „am neuen Werke im Norden der Stadt, wo Pappenheim an der Spitze der Belagerer stand, die Sturmpfähle aus diesem Bollwerke, die Facade entlang, ausgegraben seien, mithin die in der Faussebraye im Unterwalle liegende Besatzung jede Stunde und jeden Augenblick vom Feinde überfallen werden könnte." (II. 257.) „Der Rath bedachte die ungeheuere Gefahr, die offen vor aller Augen lag. Er beschloß, eine Deputation an den kaiserlichen Feldherrn hinaus zu senden mit der Bitte um Unterhandlung. Er trug von Rathswegen dem Mitgliede Gerike auf, zu dem schwedischen Obersten Falkenberg zu gehen und diesem zu melden, was er in Betreff der Fortschritte des Feindes wahrgenommen. — Falkenbergs Regiment hatte den bedrohten Ort zu vertheidigen. — Am Nachmittage des 9/19. Mai ließ Pappenheim über hundert Leitern an den Wall dieses neuen Werkes anlegen. Auch das ward Falkenberg sofort gemeldet. Er kam und sah. Er erwiederte: die Leitern seien zu kurz; er ließ sie stehen." (II. 267. 268.)[1])

Falkenberg, nachdem er von dem Beschlusse des Rathes zu unterhandeln gehört, „ließ den Bürgermeister ersuchen, ohne sein Vorwissen keinen Schritt bei dem feindlichen Heerführer zu thun, sondern am andern Morgen um vier Uhr den Rath zu versammeln, damit man gemeinschaftlich die Punkte vereinbare. Der Bürgermeister sagte es zu." (II. 269.) Falkenberg hatte sich erboten, in der

1) Wir wiederholen, daß wir der Thatsachen-Schilderung Klopps Schritt für Schritt folgen, selbst da, wo wir ihre Richtigkeit bezweifeln. Wir legen an sein Werk die Kritik seiner eignen Worte; die Kritik der Thatsachen, die er anführt, bleibt außer der Aufgabe, die wir uns stellen.

Nacht einen Ausfall zu machen, um die Sturmpfähle vor dem bedrohten neuen Werke im Norden der Stadt wieder zu befestigen. Derselbe ist nicht erfolgt. Wozu sollte er auch nutzen, nachdem es feststand, daß die Stadt am nächsten Morgen sich an Tilly ergeben werde?

Es schien dies nicht mehr zweifelhaft und Tilly insbesondere zweifelte selbst nicht daran. „Er hatte ja am Tage zuvor seinen Trompeter mit der dringenden Mahnung zur Uebergabe in die Stadt gesandt. Noch war derselbe nicht zurückgekehrt. Das Zurückhalten desselben deutete an, daß der frühere Trotz in der Stadt nicht mehr so ausschließlich die Oberhand habe. Es deutete an, daß die Stadt vielleicht doch gütlich sich ergeben werde." (II. 269.) „Deswegen war Tilly einem Sturm nicht geneigt. Um so mehr waren es einige Andere, voran unter ihnen Pappenheim. Es wird von Freund und Feind unabhängig von einander berichtet, daß Pappenheim täglich am Abend Schreiben aus der Stadt erhielt mit Bericht, was den Tag über vorgegangen sei, was die Nacht über vorgehen werde. Er erhielt noch am selben Abend abermals solche Briefe und beschloß deshalb auf jeden Fall, am nächsten Morgen anzufallen." (II. 270.)

Trotz der eingeleiteten Verhandlungen, trotz der sichern Voraussicht, daß die Stadt am andern Tage sich ergeben werde, gab Tilly in einem Kriegsrath am Abend des 9/19. Mai dem Andringen Pappenheims und Anderer nach. Er setzte den Sturm auf die Frühe des nächsten Morgens an. Kanonenschüsse sollten das Zeichen dazu geben.

Unterdeß ließ er am 9/19. die Kanonen aus den Belagerungsbatterien vor der Sudenburg abfahren und die dort liegenden Schaaren sich zurückziehen. Es sollte und mußte dies bei den Belagerten den Glauben wecken und stärken, daß auch Tilly die Belagerung für beendigt ansehe; was dann von selbst erklärt, warum die Bürgerschaft und die Soldaten der Stadt sich mit voller Sicherheit der lange entbehrten Ruhe überließen.

„Am andern Morgen früh um 4 Uhr begann die Berathung des Magistrats, des Ausschusses und der Viertelsherren auf dem Rathhause. Sie erwogen hin und her, welche Vorschläge man dem kaiserlichen Feldherrn zu machen habe. Falkenberg besichtigte unterdeß

die Wachen und entließ sie. Nur 600 Mann hielten am Morgen die ausgedehnten Werke besetzt.“ (II. 271.)

Mittlerweile hatte der Magistrat die Berathung beendigt. Vier Abgeordnete thaten Falkenberg, der unterdessen in einem andern Zimmer des Rathhauses angekommen war und hier des Schlußergebnisses harrte, den Entschluß kund, eine Deputation an Tilly zu senden. Falkenberg machte noch einmal einen schwachen Versuch diesen Entschluß rückgängig zu machen, indem er, abermals vergebens, an die Zusage Gustav Adolfs, die Stadt entsetzen zu wollen, mahnte. „In diesem Augenblicke ließ der versammelte Rath durch einen Secretair melden: die Wächter auf den Thürmen des Domes und St. Jakob zeigten an, daß die Kaiserlichen aus allen Lagern sich stark nach der Sudenburg und der Neustadt zögen und sich hinter die Schutzwälle und stehen gebliebenen Mauerreste begäben. Gleich darauf erschien ein Bürger vom Walle und berichtete: im Felde lebe es hinter allen Hügeln und Gründen von Streitern, auch habe man sehr viel Volk in die Neustadt rücken sehen. Falkenberg gab dem Ueberbringer dieser Nachricht zur Antwort: „Ich wünschte, daß die Kaiserlichen es sich unterständen und stürmen möchten; sie sollten gewiß so empfangen werden, daß es ihnen übel gefiele.“ (II. 272.) Es ist klar, daß Falkenberg, der eben die Werke besichtigt, Alles ruhig gefunden, die leeren Angriffsschanzen gesehen und dann die Wachen zurückgezogen hatte, um so weniger an die Möglichkeit eines Sturmes glaubte, als ein solcher nach eröffneter Verhandlung gegen allen Kriegsbrauch war, und nach den Ansichten der Kriegsführer der Zeit überhaupt nur mit Tagesanbruch im Halbdunkel der Dämmerung Erfolg versprach und deshalb kaum je zu einer spätern Stunde des Tages stattfand. Ueberdies aber lag unter dem „neuen Werke“, das vor allem bedroht schien, eine Mine von 5 Centnern Pulver, auf die Falkenberg für den schlimmsten Fall rechnen durfte und auf die er ziemlich sicher in den eben angeführten Worten hindeutete.

13.

„In der Frühe desselben Morgens harrte Pappenheim des versprochenen Zeichens zum Sturme. Es erfolgte nicht. Statt dessen kam eine abermalige Ladung zum Kriegsrathe. Der Feldherr (Tilly)

hatte die Nacht im Gebete zugebracht; nur Eine Stunde hatte er der Ruhe gegönnt.[1]) Er hatte nach seiner Gewohnheit zwei Messen gehört. Und doch" — — Wahrlich zwei Messen hätten ihn wohl über das bischen Gewissensbiß eines unnöthigen und gegen allen Kriegsbrauch angeordneten Sturmes mit „Untergang und Verderben" gegen Mann und Weib und Kind, gegen Gut und Haus und Hof, wie er es angedroht, hinwegsetzen sollen — „Und doch", fahren wir mit Onno Klopp fort, „und doch war er mit sich nicht einig, was zu thun sei. Der Trompeter war nicht zurück. Capitulation stand in gewisser Aussicht. Sollte man da stürmen?" (II. 272.)

Das war die schwere Frage, die wohl zwei Messen werth war, wenn Tilly sie mit Ja beantworten wollte. „Ja, es scheint (!) daß Tilly den Aufschub, der von ihm selbst ausging, nur als Grund gegen den Sturm geltend machen wollte. Da der Sturm nicht gleich mit Tagesanbruch unternommen, sei es jetzt zu spät. Aber ein alter italienischer Oberst hielt Tilly das Beispiel von Mastricht entgegen. Diese Stadt sei mehrere Stunden nach Tagesanbruch dadurch genommen, daß die ermüdeten Wachen sich dem Schlafe überließen. Das Wort riß auch die Andern hin. Tilly willigte in den Sturm, den er nicht wünschte," setzt Onno Klopp im Geiste dessen, der hier in ächt jesuitischer Scheinheiligkeit so that, als ob er den Sturm nicht wünschte, hinzu.

„Pappenheim wartete bis nach 7 Uhr. Seine Soldaten empfingen ein Glas rheinischen Weines. Die Losung war: Jesus Maria!" (II. 274.)

„Ein Glas rheinischen Weines!" und „Jesus Maria!"

Die Pappenheimer stiegen in die Faussebraye, den Unterwall. Sie fanden dort 15 bis 20 Soldaten des Regiments Falkenberg unvorbereitet. Nach wenigen Minuten sind die Pappenheimer Herren des neuen Werkes und Walles. Es steht ihnen nichts mehr

1) Das „Tepler Manuscript" in den historisch-politischen Blättern XIV. S. 303, dem hier Onno Klopp folgt, ist jedenfalls fast zu gut unterrichtet, wenn es weiß, was Tilly diese Nacht getrieben hat. Doch wir nehmen alle Thatsachen und auch diese an, wie sie Onno Klopp anführt.

im Wege und sie oringen durch den Zwinger in die Stadt. Ihr Verlust bis dahin beträgt nicht fünf Mann. Aehnlich ergeht es bei der hohen Pforte. Die Schildwache dort ahnt den Feind nicht eher, als bis sie schlaftrunken von dem Heraufsteigenden den Todesstreich empfängt." (II. 274. 275.)

„Der Sturmruf des Thürmers vom St. Johannisthurm bringt die Botschaft dessen, was vorging, nun auch zu Ohren derer, die auf dem Rathhause über die Capitulation verhandelten. Der Rathsherr Gerike, der vom Rathhause auf die Straße stürzt, erblickt in der Fischerstraße bereits die plündernden Croaten. Jetzt kommt auch Falkenbergs Diener aufs Rathhaus und berichtet, daß der Feind sich des Walles im Norden gegen die Neustadt bemächtigt habe. Da steigt Falkenberg zu Pferde. Er reitet südostwärts nach der Elbinsel, um von da das Regiment des Oberstlieutenant Trost herein zu holen. Nachdem er selbst dies Regiment herbeigeholt, wirft er sich mit demselben, oder so Vielen als deren beisammen sind, den Kaiserlichen entgegen. Er treibt sie zurück bis an den Zwinger, wo er an der Spitze seiner Krieger fällt." (II. 276.) „Auch an der hohen Pforte fanden Pappenheims Truppen, nachdem sie zuerst leicht die schlafenden Schildwachen überwältigt, beim weiteren Vordringen nachdrücklichen Widerstand. Dort wenigstens kämpften Bürger. Um den Widerstand derselben zu brechen, ließ Pappenheim dort zwei Häuser anzünden." (II. 277.)

„Die Soldaten thaten es ungern", setzt Onno Klopp hinzu, und doch weiß er, daß diese Soldaten Pappenheims zum großen Theile Croaten waren, daß die Heeresabtheilung Pappenheims den Abschaum aus Wallensteins aufgelöstem Heere, an Plünderung, Mord und Brand gewohnt, zusammengefaßt hatte. Dazu „ein Glas rheinischen Weines" mit „Jesus Maria!" — und die Brandfackel ging von Haus zu Haus.[1])

„Bis nach 10 Uhr dauerte ein ordentlicher Widerstand. Gleich nach 10 Uhr loderte das Feuer auf, zuerst" — das heißt jeden=

1) „Die eigentlichen Tillyschen Truppen wendeten sich mit Abscheu hinweg von den Grausamkeiten der Pappenheimer" sagt Onno Klopp selbst. (II. 287.)

falls nach jenen Häusern, die Pappenheim selbst anzuzünden befahl — „neben der Apotheke am alten Ringe. Es brennt zugleich an 40, 50 Orten. Am breiten Wege flammt jedes dritte, vierte Haus. In einer halben Stunde brennt es durch die ganze Stadt.“ (II. 278.)

Tilly, der den Sturm befohlen, obgleich die Verhandlungen zur Uebergabe begonnen hatten, und der die Uebergabe der Stadt nicht mehr bezweifeln durfte, Tilly ritt unterdeß zuerst nach der Liebfrauenkirche, um dem Pater Sylvius, der im Kloster U. L. Frauen mit andern katholischen Mönchen, nachdem er anfangs frei herumgegangen und die Uebergabe der Stadt beim Rath beantragt und betrieben hatte, in der letzten Zeit der Belagerung unter Bewachung lebte — zur wiedererlangten Freiheit Glück zu wünschen. Dann durchritt er die Straßen, um die Soldaten zum Löschen der Stadt, die rascher und gründlicher brannte, als selbst die Pappenheimer es wünschen mochten, als jedenfalls Tilly, der nach Maximilians von Bayern Befehl in Magdeburg sich einen festen Platz sichern sollte, lieb war. Als er wieder zum alten Ringe zurückkehrte, und dort den Pater Sylvius wieder sah, rief er diesem in französischer Sprache zu: „Mein Vater, rette, befreie, entreiße so Viele Du kannst dem Verderben. Er selbst steigt hier vom Pferde, hebt einen Knaben empor von der Brust der getödteten Mutter und ruft unter Thränen: „Das ist meine Beute.“ (II. 283.)

„Die Zeit der eigentlichen Plünderung, des Mordens wehrloser Menschen, dauerte über eine und eine halbe Stunde“ versichert Klopp. „Schon gegen 12 Uhr mußten die Soldaten Tillys die Stadt verlassen, weil die Flammen sie aus den Straßen hinaustrieben.“ „Ein Sturm brauste empor und jagte die sausenden Flammen der unglücklichen Stadt himmelan. Mit Entsetzen gewahrten die Führer, die Soldaten, wie so wenig Bürger geflüchtet oder gefangen waren.“

Sie waren ermordet oder verbrannt. „Am folgenden Tage aber“ — nun, was geschah denn am folgenden Tage, nachdem die Stadt besiegt, vernichtet zu Füßen des frommen Feldherrn lag, der sich auf den Sturm durch zwei Messen vorbereitet hatte? — was? — „Am folgenden Tage kehrten die Soldaten wieder zur Erneuerung der

Plünderung. In dieser That liegt Nichts Auffallendes," setzt Onno Klopp hinzu, und dann erst finden wir, warum er so genau berechnet hatte, daß „die Zeit der eigentlichen Plünderung und des Mordens wehrloser Menschen nur etwa ein und eine halbe Stunde gewährt hatte," während der Sturm gegen 7 Uhr und gleichzeitig mit demselben die Plünderung begann, wie ja Klopp selbst berichtet, als er den Rath Gerike erzählen läßt, daß er in der Fischerstraße die „plündernden" Croaten gesehen habe. Aber das war ja nicht die eigentliche Plünderung, wird Onno Klopp antworten und uns dann belehren, daß nach dem barbarischen Kriegsrecht jener Zeit eine Armee, die eine Stadt mit Sturm nahm, das Recht hatte, drei Stunden zu plündern. Der fromme Tilly erlaubte seinen Söldnern am andern Tage kalten Blutes nachzuholen, was sie gestern hatten versäumen müssen! „Bevor die Plünderung begann, ward Quartier ausgeblasen." (II. 288.) Das heißt nun im Geiste der Zeit und im Wortsinne: „Schonung des Lebens!" Onno Klopp aber sagt: „das kann nicht heißen: Schonung des Lebens; denn dieses bei Wehrlosen anzutasten, hat Tilly überhaupt niemals, haben auch die anderen Offiziere nicht gestattet. Es kann nur heißen: unentgeltliche Schonung des Lebens und die Freiheit!" (II. 288. 289.) Und vier Seiten früher (II. 285) hatte Onno Klopp einfach das Wort ausgesprochen und niedergeschrieben: „die Zeit der eigentlichen Plünderung und des Mordens wehrloser Leute dauerte etwa eine und eine halbe Stunde." Schauerlich! Schauerlich!

Auch Tilly kam an diesem zweiten Plünderungstage wieder in die Stadt. „Man vernahm ein jämmerliches Weinen und Schreien von kleinen überbliebenen Kindern. Tilly ließ eine Kirche räumen, die Kleinen dahin zusammenbringen und sie mit Wasser und Brod speisen. Es ward ausgerufen, daß die etwa noch vorhandenen Mütter sich melden sollten, und etwa 200 meldeten sich. Die andern Kinder soll Tilly etliche in der Jesuiten, etliche in gemeine päpstliche Klöster gesteckt haben." (II. 289.) „Diesen zweiten Tag aber hielt Tilly noch die Domkirche geschlossen. Erst am Morgen des 12/22. ritt er davor und ließ die Thüre öffnen. Die Unglücklichen traten hervor. Tilly ließ Brod unter die Hungernden

vertheilen. Sie waren seinem Versprechen gemäß sämmtlich ohne Lösegeld frei. Die Domprediger mit den Familien derselben ließ er in die Möllenabtei führen und dort besonders speisen und tränken. Die Soldaten, die etwa im Dom waren, erhielten nicht sofort ihre Freiheit. Tilly begab sich hinein, um nachzusehen, ob auch Ausreißer von seinen Truppen darunter seien. Es wird bestimmt berichtet, daß er selber es that. Also" — — (II. 289. 290.)

Also — was kann da folgen? Der „fromme, menschenfreundliche" Tilly ging selbst in diese Kirche um nachzusehen, ob etwa auch Ausreißer von seinen Truppen darunter. Ob er welche gefunden, sagt Klopp nicht. Hätte er welche gefunden, so würde er diese haben hängen lassen; am Tage, nachdem vorher Tausende von Unschuldigen gefallen waren, fehlten Tilly noch ein paar Ueberläufer für den Galgen. Klopp aber denkt daran nicht, sondern er sagt: „Also ist anzunehmen, daß Tilly das starke Gedächtniß gehabt, welches so oft sich bei großen Feldherren findet, alle Soldaten persönlich von Angesicht zu Angesicht zu kennen." ! (II. 290.)

„Sofort am zweiten Tage nach der Eroberung ließ Tilly eine Schrift ausgehen, aus der männiglich ersehen und spüren könne, wie väterlich, treu und wohlmeinend er die Stadt vor ihrem Unglück gewarnt, wie wenig aber solches gefruchtet habe. Er meldet mit Verwundern und Bedauern, daß noch während des Sturmes auf Magdeburg eine solche Feuersbrunst entstanden, daß sie nicht zu löschen gewesen. So sei die Stadt heimgesucht zugleich durch Schwert und Feuer von der Hand des allmächtigen Gottes. Nicht jedoch sage er das, als wenn er an solchem Leid und Jammer irgend welches Gefallen trüge. Denn er habe ja die Magdeburger treulich, bittlich, ja mehr als väterlich ermahnt; sondern er sage das, damit Jedermann erkenne, daß die Magdeburger ihr Unheil nur sich selber und dem Vertrauen auf die fremde, verderbliche Hülfe beizumessen haben. Er sage das endlich zur Warnung, damit alle Deutsche treu beharren mögen bei ihrem Kaiser als der von Gott gesetzten Obrigkeit, welche allein sie schütze gegen alle fremden Feinde." (II. 297.)

14.

Das sind die Thatsachen, die Onno Klopp selbst über den Sturm und den Brand von Magdeburg anführt. Wem die Verantwortung für Beide zur Last fällt, geht aus denselben klar hervor.

Onno Klopp aber sucht diese Verantwortung durch Zusätze, durch Ausdeutungen, durch Vermuthungen, Verdrehungen, Verdächtigungen und Verläumdungen so zu wenden und zu kehren, daß endlich daraus hervorgehen soll:

Nicht Tilly, Pappenheim und die Croaten, sondern im Gegentheile Gustav Adolf, Falkenberg und die eifrigen Protestanten Magdeburgs haben den Untergang Magdeburgs vor dem Gerichte der Weltgeschichte zu verantworten. Und zwar behauptet er, trotz der von ihm selbst angeführten, von uns eben zusammengestellten Thatsachen, daß Gustav Adolf den Untergang Magdeburgs beabsichtigt, beschlossen und befohlen habe; daß Falkenberg die Stadt zu ihrem Verderben absichtlich und auf Befehl Gustav Adolfs an Tilly überliefert; daß Falkenberg und seine Freunde in Magdeburg die Stadt kalten Blutes auf Gustav Adolfs Geheiß in Brand gesteckt, um die Verantwortung dafür auf Tilly zu wälzen.

Wie Klopp dabei zu Werke geht, ist im höchsten Grade belehrend und unterhaltend. Andere vor ihm haben leise angedeutet, Zweifel angeregt, Anklagen mehr oder weniger durchschimmern lassen; er aber schüttet das Kind der Verläumdung, das Andere mit sanfter Hand gepflegt und gehegt, mit dem Bade aus.

„Es ist merkwürdig, daß Keinem von ihnen“, (Tilly und seinen Generalen) „ein Licht über das Stratagem des Schwedenkönigs aufgegangen“, sagt Onno Klopp (II. 299) — und in der That wäre es merkwürdig genug, wenn Onno Klopp „nach 230 Jahren dem Gange der Dinge nachspüren“ (II. 222) mußte, um die Frage zu beantworten, ob es nicht möglich sei, „eine weitere Instruction Falkenbergs nicht aus Worten und vom Papiere, sondern aus Thaten wieder abzulesen.“

Das ist die Aufgabe, die Onno Klopp sich stellt. So „spürt“

er denn und „spürt", bis er in die Thaten hineingelesen hat, was nicht in ihnen liegt.

Unmittelbar nach dem Brande wurde Pappenheim als der eigentliche Brandstifter angeklagt. Trotz der selbst von Klopp zugestandenen Thatsache, daß die ersten Häuser, welche brannten, auf Pappenheims Befehl angezündet worden waren, suchten ihn dann seine Freunde von der Anklage rein zu waschen. Das erklärt sich von selbst. Vor Allem aber schlug der Brand gegen Tilly aus, und deswegen suchten er und seine Freunde um so mehr die Verantwortung für denselben von sich abzuwälzen. Maximilian von Bayern hatte Tilly zur Eroberung von Magdeburg angetrieben, weil er hoffte, „daß Tilly dann die Stadt zu seiner Kriegsburg machen und einige Truppen entbehren könne." (II. 251.) Maximilian „traf bereits Verfügung über die demnächstige Besatzung derselben. Er meinte: Tilly müsse ligistische Truppen hineinlegen." (II. 252.) Nun war die Stadt mit allen ihren großen Vorräthen zerstört, der Plan Maximilians vereitelt. Und so schrieb Tilly, der am zweiten Tage der Welt das Geschick Magdeburgs „zur Warnung" hinstellte, bald nachher „seinem Kriegsherrn", dem er „melden mußte, weshalb es ihm nicht gelungen sei, Magdeburg zu retten", daß „sich ein großes Unglück zugetragen: Unter währendem Sturme ist eine große Feuersbrunst entstanden, und zwar ist dieselbe verursacht durch hin und wieder eingelegtes Pulver. Also[1]) hat es der Feind absichtlich gethan, und zwar, wie die Aussage der Gefangenen insgemein lautet, in der Absicht, daß die Stadt den Unsrigen nicht zu Gute komme. In derselben Weise berichten die andern Generale und Obersten. Der Generalcommissar Ruepp nennt Falkenberg als Urheber, um dann doch selber wieder daran zu zweifeln." (II. 298.) Tilly seinerseits nennt Niemanden. Ruepp widerruft selbst die leicht hingeworfene Vertheidigungsverläumdung. Onno Klopp aber folgt diesem Fingerzeig und beweist gründlich, daß Falkenberg erst die Stadt an den Feind überliefert, und dann sie ihm durch den Brand wieder entrissen hat.

1) Ob dies „Also" von Tilly oder von Onno Klopp herrührt, wollen wir heute nicht untersuchen. Es ist aber grade so logisch, wie alle Schlüsse Klopps in dem ganzen Werke.

„Falkenberg wollte das Verderben, den Untergang der Stadt Magdeburg nicht hindern. Eine solche Annahme, die wir zunächst nur als Annahme hierher setzen, zwingt uns aus sich selber sofort und unmittelbar einen Schritt weiter zu gehen. Der Commandant einer belagerten Stadt, der den Untergang der von ihm vertheidigten Stadt nicht hindert, befördert denselben, und es tritt dann die zweite Frage hinzu, ob er blos negativ befördert durch Nichtthun, oder aber auch positiv befördert durch Erleichtern der Angriffe, durch Ueberliefern fester Werke. Wir haben mithin die Pflicht den Beweis für diese Annahme zu bringen.“ (II. 257). Den sucht er nun und sucht und findet, daß Alles, was Falkenberg in Magdeburg that, die dunkle Absicht hatte, Magdeburg in die Hände Tillys zu spielen. Die Vorwerke hat er absichtlich so schwach angelegt, daß sie beim ersten Angriffe fallen mußten. Die Zollschanze hat er ohne Noth überliefert, um Tilly zu erlauben, alle seine Streitkräfte auf der rechten Seite der Elbe zu vereinigen; die Vorstädte brennt er ab, damit Tilly den Mauern der Stadt näher rücken, diese unmittelbar angreifen kann. So insbesondere auch die Neustadt.

In Bezug auf diese heißt es: „Beim Beginne des Krieges im Jahre 1625 ließ der Rath von Magdeburg die Häuser der Neustadt, welche nahe an dem Graben der Altstadt standen, für die Sicherheit der Werke dort abbrechen. Es war der Plan, dort ein neues großes Bollwerk zu errichten. Die Bürgerschaft wurde des vielen Schanzens und Arbeitens an diesem neuen Bollwerke sehr bald überdrüssig und schwierig. Die Folge davon war, daß dasselbe unvollendet liegen blieb. Dazu hatte dies Bollwerk andere, jedem Nichtmilitär auffällige Schwächen. Deßhalb war es der Wunsch und Vorschlag Vieler, daß dies unvollendete und daher Gefahr drohende Werk durch einen Graben von dem alten Walle und der eigentlichen Festung abgeschnitten werde. Der Wunsch fand kein Gehör. Falkenberg beschäftigte sich mit andern Anlagen.“ (II. 228.)

Nicht nur, daß er hier Nichts that, um dem Feind zu wehren, ließ er, als Pappenheim eben angreifen wollte, die Neustadt in Asche legen. Die Mauern, Wände, Keller 2c. dienten dann Pappenheim zu seinen Angriffszwecken [1]). Nun ist dies aber dieselbe Neustadt, von

1) Dies hat Falkenberg vorhergesehen und beabsichtigt. So Onno Klopp.

der Onno Klopp II. 189 erzählt hat, wie der alte Rath dieselbe 1627 im Einverständniß mit Wallenstein gründlich zerstört hatte und zwar nicht weniger als 500 Häuser hatte niederreißen lassen.

Zugestanden, daß Alles, was Falkenberg nach Onno Klopp gethan oder vernachlässigt, grobe Fehler gewesen, daß Falkenberg sie zu verantworten; so beweisen sie nicht, was sie beweisen sollen, die Absicht, durch diese Fehler die Stadt in die Hände ihrer Feinde zu liefern.

Falkenberg hatte die Schwäche des neuen Werkes durch eine starke Mine von fünf Centnern Pulver zu schützen gesucht. Und darauf baute er, als er bei der Nachricht, daß Pappenheim am neuen Werke stürmen lasse, ausrief: „Ich wünschte, daß die Kaiserlichen es sich unterstehen und stürmen möchten; sie sollten gewiß so empfangen werden, daß es ihnen übel gefiele." Die Ueberrumpelung des neuen Werkes gelang aber in Folge der klugberechneten Täuschung und des Verraths so vollkommen, daß die Mine nicht benutzt werden konnte. Nun behauptet freilich Onno Klopp, daß der Kriegscommissar Ruepp, der in seinem Berichte an den Kurfürsten Maximilian von dieser Mine spricht, sich irre, daß die Mine nicht am „neuen Werke," sondern mitten in der Stadt am Neumarkt angelegt gewesen. Ein neuerer Geschichtschreiber, Mailath, hat diese Lesart; und Klopp sagt: „diese Lesart ist sicher vorzuziehen, und wahrscheinlich beruht „Werkh" (statt Markt) auf irgend einem Schreibfehler." (II. 264 Note.) Wir werden später sehen, warum die eine Lesart sicher vorzuziehen, und die andere wahrscheinlich auf einem Schreibfehler beruhen muß.

Es genügte aber nicht, daß Falkenberg die Befestigung der Stadt auszubessern unterließ. Wenn das zum Ziele, welches er sich steckte, die Stadt dem Feinde zu überliefern, führen sollte, so mußte auch der Feind von dieser schwachen Seite und von Allem sonst, was ihm nutzen konnte, unterrichtet sein. Und so erzählt Klopp: „Es wird von Freund und Feind berichtet, daß Pappenheim täglich am Abend Schreiben aus der Stadt erhielt mit Bericht, was den Tag über vorgegangen, was die Nacht vorgehen werde. — Nun aber fragen wir, welcher Bürger der Stadt wird die Stadt verrathen haben, ohne nicht wenigstens den Vortheil davon zu tragen, sich durch Nennung seines Namens Anspruch auf irgend welchen Dank und Lohn zu erwerben? Es

kann es kein Bürger gethan haben. Es muß ein Anderer gewesen sein. Wer ist der Andere? Um dies zu beantworten wäre zuvor die andere Frage zu stellen: was ist denn berichtet?" Klopp hat diese Frage so eben beantwortet: „Was den Tag über vorgegangen, was die Nacht über vorgehen werde." Jetzt beschränkt er die Antwort und sagt: „Es wird angegeben, wie stark die Wache sei, welche Posten am stärksten besetzt werden, um welche Stunde die Wache von dem Posten wieder abziehe? Wir fragen weiter: Wer in einer belagerten Stadt kann dies wissen? Unser Bericht, der die Bürger im Allgemeinen beschuldigt, setzt hinzu: Dies haben die Verräther gar leicht können zu Werk richten, weil man Nichts hat vornehmen dürfen, es hat denn dem Rath und der Gemeinde zuvor zu wissen gethan werden müssen."

„Es ist möglich, daß dieser Schreiber geglaubt, was er geschrieben. Aber wir" — Nun? — wir? „Aber wir haben ein Recht zu fragen, ob auch ein Anderer es glauben dürfe. Ist es denkbar, daß ein militärischer Commandant einer Festung auch nur eine Minute den Oberbefehl fortführt, an welchen solche Bedingungen geknüpft sind. Und wenn er es thut, wie wird man es benennen? Falkenberg war nicht der Mann dazu. Er war aus der Schule Gustav Adolfs. Als es diesem vorkam, daß ein Capitän seinen Offizieren einen Anschlag vorher mittheilte, sagte der König sehr unwillig: Eines rechtschaffenen Obersten und Capitäns Hand darf nicht wissen, was er im Sinne führt. Wenn (!) Falkenberg in Magdeburg dieser Ansicht des Königs gemäß gehandelt hat, so —

Nun was denn? Was folgt aus diesem Wenn? — „so kann der Verdacht des Verraths nur auf ihn selber fallen." (II. 170. 171.)

Wenn — das nicht der schauerlichste Galimathias ist, so — ist es unmöglich, „daß dieser Schreiber glaubt, was er geschrieben hat."

15.

Der Verrath aber wäre nutzlos gewesen, wenn der Brand die Stadt, nachdem Falkenberg sie an Tilly geliefert, nicht zerstört hätte. Nun fiel aber Falkenberg während des Sturmes an der Spitze seiner Soldaten in den Straßen kämpfend! „Ja wohl", sagt pfiffig

Onno Klopp, „aber er hatte vorher Alles so eingerichtet, daß der Brand nicht ausbleiben konnte."

„Beweise!" — sagt Falstaff, „Einen Sack voll!"

Vorher hatte Klopp erzählt, daß kurz vor dem Sturme bevorstehender Pulvermangel sich herausstellte. „Falkenberg heuchelt Entsetzen" (II. 264) bei dieser Nachricht. Er nimmt nun zwar augenblicklich Maßregeln, daß für den nöthigen Bedarf gleich gesorgt werde. Aber wer weiß, das war am Ende auch nur Heuchelei; denn das Pulver war auf Falkenbergs Befehl, natürlich heimlich [1]), aus der Pulverkammer weggeschafft, um es hier und dort in der Stadt herumzulegen und auf öffentlichen Plätzen Minen von fünf Tonnen Pulver, — etwas mehr, etwas weniger, darauf kommt es nicht an — anlegen zu lassen, damit nach gelungenem Sturm die Stadt rechtzeitig verbrenne.

„Man fand auf dem neuen Markte eine Mine, die allein fünf Centner Pulver enthielt." Dies ist nun dieselbe Mine, von der der Kriegscommissar Ruepp sagt, daß sie am neuen Werke und nicht am neuen Markte angebracht gewesen. Aber hier und nicht dort paßt sie in Klopps Kram und deswegen ist diese „letztere Lesart sicher" vorzuziehen, und jene „wahrscheinlich ein Schreibfehler." Denn Klopp fährt fort: „Diese Minen [2]) blieben erhalten nach dem Brande [3]); die andern gingen auf. Wer hat diese Minen angelegt? Und wozu? Eine Mine von fünf Tonnen Pulver in einer belagerten Stadt auf einem offenen Platze kann schlechterdings nicht angelegt werden ohne Wissen und Genehmigung der militärischen Obrigkeit. Indem die Anführer des Heeres bei dem Kaiser, bei dem Kurfürsten von Bayern, bei der Infantin zu Brüssel Bericht erstatten, warum sie den unseligen, verderblichen, für sie selber so traurigen Brand nicht haben löschen können, geben sie sämmtlich

---

1) „Ein solcher Plan konnte nicht ein öffentlicher sein" sagt Onno Klopp II. 265.

2) Es sind nun auf einmal Minen, nicht mehr eine Mine.

3) S. 283 sagt Klopp schon etwas kecker: „Jedoch dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß grade auf dem neuen Markte die Mine von fünf Centnern versagte."

als Ursache dieser unerhörten Feuersbrunst das hin und wieder eingelegte Pulver an. Also haben es die Gefangenen ausgesagt, und nach sämmtlichen Aussagen ist der letzte Quell und Urheber alles dessen Falkenberg." (II. 264.)

Ruepp, der die Verantwortung für den „unseligen, verderblichen, für sie selber so traurigen Brand" von Pappenheim, Tilly und den Croaten ablenkt, indem er behauptet, gefangene Bürger hätten gesagt, Falkenberg habe die Zerstörung Magdeburgs beabsichtigt und Pulver hier und dort einlegen lassen, Ruepp fühlt sich dann aber gedrungen dennoch den Verdacht gegen Falkenberg zurückzuweisen und hinzuzusetzen: „Ich halte in meiner Einfalt dafür, daß Gott diese hochmüthigen Rebellen nicht allein durch das Schwerdt, sondern auch durch das Feuer hat verderben und austilgen wollen. Doch dem lieben Gott allein ist Alles bewußt." (II. 265.)

Nun fragen wir: Wenn der Kriegscommissar Ruepp oder Tilly oder Pappenheim hätten berichten können: „Wir fanden mitten in der Stadt auf dem neuen Markte eine Mine von fünf Centnern Pulver, die versagt hatte!" — würden dann ihre Berichte mit Seufzern wie der: „Gott allein ist Alles bewußt!" geschlossen haben? Würden sie nicht auf diese Mine zeigend, vollberechtigt gewesen sein zu sagen: „da seht, die halbe Stadt sollte gesprengt werden?"

Und schon hieraus ist klar, daß die Mine am „neuen Werke," und nicht am „neuen Markte" lag.

Onno Klopp meinte: „Eine Mine von fünf Tonnen Pulver in einer belagerten Stadt *auf einem öffentlichen Platze* kann schlechterdings nicht angelegt werden ohne Wissen und Genehmigung der militärischen Obrigkeit." Richtig. Wir setzen hinzu: „Und nicht ohne Wissen des ganzen Volkes!" Und hätte sie im Geheimen angelegt werden können, so hätte sie ganz gewiß nicht ohne daß die ganze übrigbleibende Bevölkerung und das Heer, also Tausende von Zeugen es gesehen und gewußt, wieder beseitigt werden können. Dann hätte Onno Klopp nicht nöthig gehabt, nach 230 Jahren zu *spüren*, bis er sie gefunden, dann hätte er sie nicht „in die Thaten hinein zu lesen" gebraucht; dann wäre sie aus allen Berichten offenkundig an den Tag getreten, hervorgesprungen.

16.

Während aber Falkenberg so Magdeburg verrieth, zum Untergange ganz im Geheimen durch Minen von fünf Tonnen Pulver auf öffentlichen Plätzen mitten in der Stadt für den Brand und die Zerstörung vorbereitete, mußte er zugleich verhindern, daß die Gemeinde und der Rath sich in der höchsten Gefahr dem Feinde übergab.

Wir haben gesehen, wie Klopp selbst uns die Thatsachen erzählen mußte, aus denen hervorgeht, daß nur Tilly und Pappenheim die Uebergabe der Stadt an die Kaiserlichen durch Mißachtung allen Kriegsbrauches, durch Täuschung, List und Ueberraschung verhindert haben. Nach Klopps Auseinandersetzung aber hielt Falkenberg schließlich eine „lange Rede", wodurch er verhinderte, daß der Trompeter Tillys noch vor dem Sturm im Lager der Kaiserlichen anlangte. (II. 275.) Die Bürgerschaft verhinderte Falkenberg ebenfalls, die Geduld zu verlieren, dadurch, daß er sie auf die bevorstehende Ankunft Gustav Adolfs vertröstete.

In der That langte am 22. April (2. Mai) ein Brief Gustav Adolfs auf einem kleinen Umwege in Magdeburg an. Der Brief war in die Hände der Kaiserlichen gefallen. Tilly schickte ihn durch einen Adjutanten an Pappenheim, „dieser Adjutant wurde dann mit dem Briefe Gustav Adolfs in die Stadt gebracht. Gustav Adolf versprach, daß er „so wahr er ein König in Ehren sei, Magdeburg nicht fallen lassen wolle." Klopp fährt dann fort und sagt: „Von andern Briefen des Königs an die Stadt in dieser Zeit weiß sonst Niemand etwas zu berichten; es ist merkwürdig (?) daß grade dieser Eine, den er schrieb, in Tillys Hände fiel." (II. 234.) Man sieht, Klopp möchte gar zu gerne andeuten, daß eigentlich Gustav Adolf den Brief in Tillys Hände gespielt habe. Jedenfalls ist es aber wenigstens ebenso merkwürdig, daß dieser Brief mit einem zweiten, den Tilly schrieb, um Pappenheim zu erneuerten Anstrengungen in der Berennung der Stadt anzufeuern, in die Hände der Magdeburger fallen mußte.

Wie gesagt, der Brief langte am 22. April (2. Mai) in Magdeburg an. Von Frankfurt an der Oder aus, wo Gustav Adolf zu

der Zeit war, als jener erste Brief in Magdeburg anlangte, schickte der Schwede ebenfalls einen Brief an die Magdeburger, in welchem er diesen berichtete: „er sei begriffen, seine sehr ermüdete Armee zusammenzuziehen, und hoffe sich mit Kursachsen zu verbinden, um seinen Weg grade aus auf Magdeburg zu nehmen und die Stadt zu entsetzen. Sie möchte sich deshalb nur noch drei Wochen halten, und sich mit einer Capitulation nicht übereilen.“ (II. 247.) Das wäre also ein zweiter Brief des Königs Gustav Adolf an die Magdeburger. Aber warum legt denn Klopp ein solches Gewicht darauf, daß nur von dem Einen Briefe, den Tilly aufgefangen, und „von keinem andern Jemand etwas zu berichten wisse.“ Vielleicht um dann mit großem Nachdrucke zu erzählen: „Es langten andere königliche Schreiben an. Falkenberg zeigte sie vor. Sie enthielten dies und jenes, und die Magdeburger glaubten es. Die Unglücklichen wußten nicht, daß diese königlichen Schreiben auf der Probstei zu Magdeburg geschmiedet worden waren, um sie zu bethören.“ (II. 242.)

War es aber nöthig solche Schreiben zu schmieden, wenn grade in der kritischen Zeit der letzten Tage vor dem Sturme Tilly selbst den einen authentischen Brief in die Hände der Magdeburger fallen ließ, und Klopp von dem andern berichten muß?

Die Hauptsache aber ist, daß Gustav Adolf Falkenberg geheime Instructionen gegeben hatte, Magdeburg an Tilly zu überliefern, und es dann zu verbrennen.

„Beweise. Beweise!“

Nichts leichter als das. Hier hat gar Klopp einen ganz direkten Beweis. „Der Gedanke an einen Verrath“ sagt er (II. 294) „schimmert hindurch bei Vielen; nur sind sie nicht klar darüber, wem er beizumessen sei. Es ist nur Eine Schrift (Bustum virginis Magdeburgicae 1631), die klar das Ganze übersieht, die Falkenbergs Tücke durchschaut, selbst auch ohne alle die einzelnen Züge zu kennen, die wir angegeben haben.“ Nun — was sagt diese Schrift? Wie begründet sie ihre Anklage? Wie stellt sie die Ereignisse, nach welchen sie „klar das Ganze übersieht“, dar? — Klopp beantwortet die Fragen, die sich uns bei der Ankündigung dieser „Falkenbergs Tücke durchschauenden“ Schrift aufdringen, indem er fortfährt und sagt: „Das, was sie meint, drückt sie bildlich aus durch einen vorgedruck-

ten Holzschnitt, auf welchem der Schwedenkönig die Jungfrau Magdeburg dem alten Tilly in die Hände giebt zur Zerstörung. Auf Anstiften und Befehl des Schwedenkönigs, sagt die Schrift, liegt Magdeburg, welches Tilly vergeblich zu retten suchte, nun in Asche."

Der Hauptgrund aber, daß Gustav Adolf Magdeburg geopfert, daß er sie hat opfern wollen, zu opfern befohlen hat, um Tilly den Brand und die Zerstörung in die Schuhe zu schieben, liegt für Klopp darin, daß Gustav Adolf am 6/16. Mai bei Saarmund stand, hier stehen blieb und nicht ohne Aufenthalt zur Rettung Magdeburgs herbeigeeilt ist, oder wenigstens Magdeburg aufgefordert hat, zu capituliren.

Er eilte nicht herbei, Magdeburg zu entsetzen, weil er nicht hoffen durfte, Tilly zu schlagen. Onno Klopp sagt uns drei-, viermal, daß Tillys ganzer Feldzugsplan darauf gebaut war, Gustav Adolf werde zum Ersatz Magdeburgs herbeieilen, daß Tilly dann sicher den König von Schweden geschlagen haben würde. In der That war ja sein Heer fast um die Hälfte stärker als das der Schweden. Gustav Adolf rieth nicht zur Capitulation, weil er dieselbe nicht für nothwendig hielt; weil Magdeburg, „wie Gustav Adolf aus Falkenbergs Berichten wissen mußte, nicht blos für die Bevölkerung auf lange Zeit, sondern auch für ein ganzes Heer mit Lebensmitteln versehen war" (II. 261); und weil die Stadt im Rufe einer der festesten Städte Deutschlands stand, wie sie denn in der That ja auch nur durch List, Verrath und Ueberraschung genommen wurde.

Gustav Adolf schrieb am 23. April (3. Mai) von Frankfurt aus an Johann Georg Kurfürst von Sachsen: „Da ihnen Beiden an dem Entsatz von Magdeburg viel gelegen sei, so möge der Kurfürst sich zu diesem Zwecke mit ihm verbinden. Der König wolle auf die Dessauer Schanze gehen, der Kurfürst solle auf der andern Seite des Elbstroms an die Muldebrücke sich begeben. Von dort aus würden sie mit vereinter Kraft den Feind vor Magdeburg angreifen." (II. 247. 248.) „Hätte Johann Georg" fährt dann Klopp fort „sich dazu verstanden, so hätte Gustav Adolf den Zug nach Magdeburg unternommen, auch ohne den Besitz von Küstrin und Spandau." (II. 248.) Und was wäre dann aus dem schönen Plane, Magdeburg durch Falkenberg an Tilly überliefern und nachträglich verbrennen zu lassen, geworden?

Küstrin und Spandau forderte Gustav Adolf von dem Kurfürsten von Brandenburg, um für den Fall der Noth einen gesicherten Rückzug zu haben. Klopp aber sagt: „daß er grade damals die Festungen forderte, als Magdeburg täglich und stündlich ihn erwartete, als er an den Kurfürsten von Sachsen seine Boten schickte wegen des Entsatzes von Magdeburg, wo er doch früher* bei seinem Zuge auf Frankfurt diese festen Plätze nicht gefordert hatte: dies Verfahren zwingt zu der Annahme, daß der hauptsächliche Zweck des Schwedenkönigs bei dieser Forderung nicht auf den Gewinn der festen Plätze, sondern auf denjenigen von Zeit gerichtet war." (II. 248. 249), der Zeit nämlich, die Falkenberg brauchte, um Magdeburg zu überliefern und zu verbrennen.

Endlich rückt Gustav Adolf, um dem Schwanken des Kurfürsten von Brandenburg ein Ende zu machen, vor Berlin, und hier sagt er seinem Schwager: „Wenn man mir nicht helfen will, dann ziehe ich zurück und schließe meinen Frieden mit dem Kaiser. Aber am jüngsten Tage werdet Ihr Evangelischen dann Rechenschaft geben müssen daß Ihr Nichts für Gottes Sache habt thun wollen, und auch hier schon wird es Euch vergolten werden. Dann ist Magdeburg weg." Erst, nachdem Gustav Adolf Spandau besetzen konnte, richtete er seine letzte Aufforderung an Kursachsen. „Er erklärte, daß es für ihn nicht kriegsverständig sei, sich zwischen zwei so unsichere Freunde hineinzubegeben. Ich will auch an allem Blute und Unheil vor Gott und der ehrbaren Welt entschuldigt sein und solches denjenigen zu verantworten hingeben, welche mich in dieser christlichen Sache verlassen." — „Er hatte dem Kurfürsten hier", fährt Onno Klopp fort, „mit wenig verhüllten Worten vorhergesagt, daß Magdeburg fallen würde, nicht etwa fallen durch eine Capitulation, sondern mit Blut und Schrecken. Wie war das sonderbar! — Es ist seltsam, daß Gustav Adolf grade auf den schlimmen Ausgang der Dinge hinwies, als verstehe sich dieser schlimmste Ausgang von selbst!" (II. 250. 251.) So O. Klopp. Wie konnte auch Gustav Adolf das vorhersagen, wenn er nicht gewußt hätte, daß die Stadt verrathen und verbrannt werden mußte, weil er es so seinem Helfershelfer befohlen hatte!

Nach dem Falle von Magdeburg erklärte Gustav Adolf offen, warum er, so lange Brandenburg und Sachsen ihm als unsichere

Freunde im Rücken standen, nicht gegen Tilly vorrücken konnte. Onno Klopp „spürt“ auch an dieser Erklärung herum und sagt endlich: „Indem Gustav Adolf sich entschuldigt, weshalb er nicht gekonnt habe, wendet sich die Sache einer Darlegung, weshalb er nicht gewollt habe, zu.“ (II. 257.) „Geben wir zu“, fährt dann Klopp fort, „was wir zuzugeben nicht genöthigt sind, daß Gustav Adolf wohl habe helfen wollen, aber nicht können. Sei es also, daß er nicht gekonnt habe; dann war es seine menschliche Pflicht, der Stadt das zu sagen, ihr zu rathen, daß sie capitulire. Es war das Wenigste, was der Schwedenkönig thun konnte, um seinen ehrlichen Namen in Magdeburg auch nur so weit zu retten.“ (II. 257.)

„Gustav Adolf selbst konnte die Stadt nicht besitzen, weder mit Güte noch mit Gewalt.“ — Und doch befehligte sie sein Oberst bereits und hatte mehr Truppen um sich in Magdeburg, als Wallenstein Magdeburg und Stralsund aufzwingen wollte, um ihrer sicher zu sein. Wer in Gottes Welt würde Gustav Adolf die Thore von Magdeburg verschlossen haben, wenn er gekommen wäre und Tilly von hier vertrieben hätte? Und wenn die Magdeburger sie ihm verschlossen hätten, wer hätte Falkenberg an der Spitze seines Regiments, im Besitze der Thore, verhindern können, diese Thore Gustav Adolf zu öffnen? Und doch ist das ganze, schnöde Verleumdungsgebäude Klopps auf diesen zerfallenden Grundstein gebaut. „Er konnte die Stadt nicht besitzen. Tilly durfte sie nicht besitzen. Gustav Adolf konnte oder wollte die Stadt gegen Tilly nicht retten. Darum mußte Falkenberg mit dem Anhange in der Stadt alle gütliche Einigung hintertreiben. Darum aber auch mußte er darauf hinarbeiten, daß die Stadt durch Gewalt in Tillys Hände fiele. Falkenberg mußte den kaiserlichen Truppen den Angriff zu erleichtern suchen, damit ein Sturm geschehen und mit Erfolg geschehen könne, bevor ein gütlicher Accord vereinbart werde.“ (II. 261. 262.)

„Wann dieser Plan zur Vernichtung Magdeburgs in dieser Weise in der Seele des Schweden gekeimt, wann er sich entwickelt habe, ist mit Sicherheit nicht zu sagen“, (II. 281) — giebt Onno Klopp gnädig zu. Eigentlich aber weiß Klopp dies doch, und es ist pure Bescheidenheit, wenn er so thut als wüßte er es nicht.

„Es fragt sich“, sagt er (II. 278), „ob ein Aktenstück von

Gustav Adolf besteht eines ähnlichen Inhalts, in welchem er Gesinnungen äußert, die an Tücke und Bosheit mit jenen, die wir ihm in Betreff Magdeburgs beimessen, etwa auf gleicher Linie stehen. Wir erinnern uns an seinen Plan (Möser patriotisches Archiv, V. 175), den er 1624 für seinen Angriff auf den Kaiser entworfen hatte. Der Weg sollte durch Polen nach Schlesien gehen. Der Widerstand des Königs von Polen sollte gebrochen werden durch Verheerung des polnischen Gebietes, welche Verheerung dann die polnischen Stände dem Könige selbst zuschreiben und gegen ihn schwierig werden würden, dann würden die Stände selbst den Durchzug nach Schlesien gewähren." Klopp fährt dann fort: „Auf deutschen Boden übertragen lautet der Satz: der Schwedenkönig will durch Verheerung es dahin bringen, daß die ohnehin mißtrauischen protestantischen deutschen Stände auch hier nicht dem eigentlichen Urheber die Schuld zuschrieben, sondern ihrem Kaiser, dem General Tilly, dem katholischen Reichstheile, und deshalb gegen den Kaiser rebelliren."

Also „verheert" der Schwede Deutschland und rechnet darauf, daß die deutschen Stände dafür den Kaiser, Tilly, die katholischen Fürsten verantwortlich erklären. Nicht doch, — denn Onno Klopp fährt in demselben Athem fort, und sagt weiter: „Im deutschen Reiche war es nicht thunlich ein Land zu verheeren, und davon die Schuld dem Kaiser zuzuschreiben. Dagegen bot sich die Möglichkeit dazu in dieser Stadt Magdeburg." (II. 279.)

„Im deutschen Reiche war es nicht thunlich ein Land zu verheeren, und davon die Schuld dem Kaiser zuzuschreiben"; — dem Himmel sei's geklagt! Es war nicht nöthig, dies zu thun; denn Wallenstein, Pappenheim, Bouquoi, Spinola, Cordova und wie sie alle heißen, und freilich auch der Braunschweiger, der Mansfelder, und neben allen diesen auch Tilly hatten dafür gesorgt, daß halb Deutschland — und auch das Stift Magdeburg, wie Klopp uns selbst erzählt hat, — verwüstet lagen, als Gustav Adolf auf deutschem Boden erschien, um den Fortschritten des Kaisers, Tillys und der sie lenkenden Jesuiten ein Ende zu machen.

Wir sind fertig mit Klopp und Tilly. Sein Werk ist ein Glück für die deutsche Geschichtsschreibung, die deutsche Geschichte. Denn es

hat der halben, der vorsichtigen, der klugen und feinen Verläumdung zum Vortheile der Bestrebungen des wiedererstandenen Jesuitismus, der zum dreißigjährigen Kriege führte und diesen Krieg bis zum Erscheinen Gustav Adolfs, bis zum Brande von Magdeburg, jenem blutigen, feurigen Wendepunkte ausbeuten konnte — durch Uebertreibung ein Ende gemacht. Sein Buch ist die Carrikatur der Herren Gfrörer, Hurter &c. und in seiner Art der Donquixote der Partei, der Windmühlen bekämpft und Schöpsenheerden für feindliche Heere ansieht, und der uns in der Uebertreibung selbst die Lächerlichkeit und den Unsinn dessen zeigt, was er übertreibt.

Wir schließen mit einer Anekdote, die Klopp selbst (II. 284) anführt. Man fand nach der Eroberung einer Schanze vor Magdeburg eine Fahne mit der Inschrift:

„Das Mägdlein ist jung,
Der Bräutigam, der ist alt;
Er wollt sie gern heirathen
Und hat doch keine G'stalt!"

Tillys Soldaten erwiederten diesen unpassenden Spott mit dem schauerlichen Witzworte „der Hochzeit von Magdeburg!"

Das war es, und wird es bleiben, trotz Klopp und seiner Vor- und Nachläufer. Die Geschichte wird mit Tillys eigenen Soldaten einverstanden, dies schauerliche Witzwort über die Blätter schreiben, in welchen sie die furchtbaren Geschicke Magdeburgs schildert. Es war für Tillys Soldaten „die Hochzeit von Magdeburg!"
